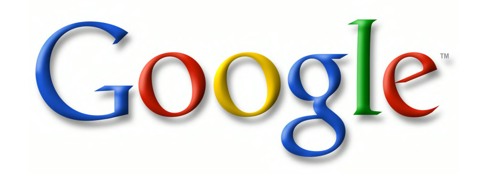
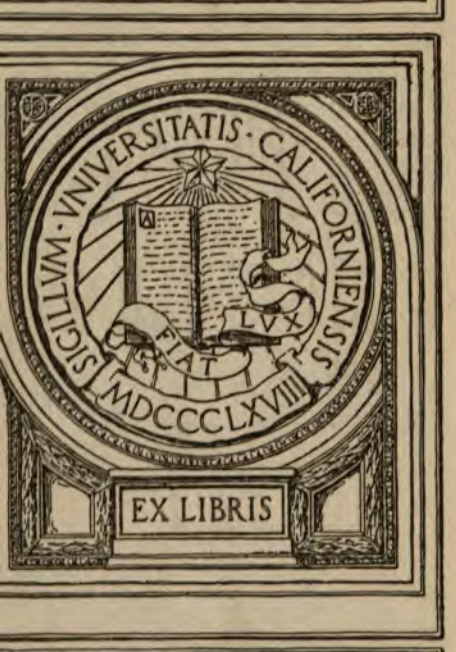



UC-NRLF
$B 315 658


SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS

Goethe's

Hermann und Dorothea

in gemeinfasslicher Darstellung erläutert

von

Wilh. Rud. Hoffmann.

Mit einem Vorwort von Karl Rosenkranz.

Breslau.

Verlag von Josef Max u. Komp.

1872.

Goethe's

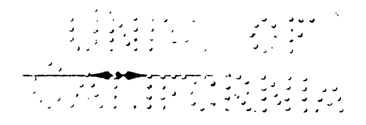
Hermann und Dorothea,

in gemeinfaßlicher Darstellung erläutert

von

Wilh. Rud. Hoffmann.

Mit einem Vorwort von Karl Rosenkranz.



Breslau.

Verlag von Josef Max u. Komp.

1872.

Göthe's Dichtung „Hermann und Dorothea" ist allen gebildeten Deutschen bekannt. Sie ist in den letzten Jahrzehnten häufig der Gegenstand fleißiger und umfassender Forschungen gewesen. Wer durch eine geschickte Zusammenfassung der Hauptresultate derselben in einer allgemein ansprechenden Form sich über den hohen sittlichen wie ästhetischen Werth dieser nationalen Idylle eine gründliche und angenehme Belehrung schaffen will, dem kann der Vortrag des Herrn Hoffmann bestens empfohlen werden.

Königsberg, 16. Mai 1871.

Karl Rosenkranz.

Einleitung.

Hauch Gottes, Poesie, o komm, mich anzuhauchen,
In deinen Rosenduft die kalte Welt zu tauchen!
Was du anlächelst, lacht; was du anblickest, glänzt;
Die Eng' erweitert sich, und Weites wird begränzt.
Durch dich ist ewig, was im Augenblick geschwunden,
Was ich gelebt, gedacht, genossen und empfunden.
(Rückert.)

Unberechenbar wichtig und weitreichend ist der Beruf des wahren Dichters.

„Er trägt das Herz der Welt in seinem Busen ....
Und wagt, dem armen Taucher gleich, das Leben,
Mit selt'nen Perlen seine Zeit zu schmücken."

Der größte deutsche Dichter ist Göthe. Himmel und Erde, Natur und Geschichte sind in ihm auf ursprüngliche Weise vermählt. Man muss sich — wie Rosenkranz sagt — ein Herz fassen, diesen unendlichen Reichthum als Einheit zusammen zu schauen: die Harmonie des Universums ist ihm eingeboren. Jedes seiner Werke ist eine neue, eigenthümliche Welt. Seine Werke machen einen großen Theil unserer heu-

Anmerk.: Die Einleitung, welche erst später hinzugekommen, lag dem Herrn Univ.-Prof. Karl Rosenkranz nicht vor. H.

tigen Bildung aus. Die edelsten Geister haben sic daher seit dem Erscheinen seiner Werke mit aller Hin gebung seinem Studium gewidmet. Treffend sagt de Literar-Historiker J. W. Schäfer in seinem Lebens und Charakterbilde des großen Dichters: „Die Wirkun eines Genius, wie dem deutschen Volke in Göth geschenkt ward, beschränkt sich nicht auf den enger Raum eines Zeitalters. In vielen tausend Adern strömt das geistige Leben, von dem seine Werke erfüllt sind, der fernsten Nachwelt zu. Sein Name glänzt unter der Zahl der Wohlthäter und Lieblinge der Menschheit, welche in jedem neuen Geschlecht, das von den Früchten edler Geistesbildung vergangener Jahrhunderte sich nährt, ihr unsterbliches Dasein fortleben!“

Die Göthe-Literatur ist umfang- und gehaltreich, und noch immer erscheinen neue Schriften, welche die äußern Lebensbezüge des großen Dichters, oder seine geistige Entwickelung, seine Werke, sowohl einzeln als ein für sich abgeschlossenes Ganzes, als in ihrem Zusammenhange und ihrer Wechselwirkung darstellen.

Vielen Lesern würden manche seiner poetischen Schöpfungen oder manche Stellen in denselben ohne Commentar unverständlich und ungenießbar bleiben. Seine bedeutenderen Werke sind von vielen Auslegern sorgfältig erläutert und im Ganzen und Einzelnen beleuchtet worden, wodurch den Verehrern des großen Dichters der Genuss an den Kunstwerken zu einem

elbstbewussten wird. Manche Interpreten aber treibt ie Sucht nach übertriebener Gründlichkeit zu paradoxen Ansichten und Behauptungen, welche keineswegs geeignet sind, die Liebe zur Dichtkunst und zum Dichter u mehren.

Ueber die verschiedenen Ansichten der Kritiker in Bezug auf die Faustdichtung u. s. w. braucht man sich ndess weniger wundern, als über die von einander oft weit abweichenden Auslegungeu einer Dichtung, wie die nationale Idylle „Hermann und Dorothea," die, wie bedeutend auch ihr Inhalt, doch so einfach und natürlich, so klar und deutlich in ihrer Grundidee ist, dass sie zum allgemeinen Verständniss kaum einer Erklärung zu bedürfen scheint, und über welche der Dichter sich selbst unzweifelhaft ausgesprochen, nach welchen Gesichtspunkten dieselbe zu betrachten sei.

Göthe schreibt in Bezug auf unser Gedicht im Jahre 1797 an Schiller: „Die Ausführung war eine leicht zu tragende Last oder vielmehr keine Last, weil sie gewisse Vorstellungen, Gefühle, Begriffe der Zeit auszusprechen Gelegenheit gab."

In einem Briefe an Meyer äußert sich der Dichter hierauf bezüglich: „Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen deutschen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet."

Und in dem Proömium zu unserm Gedicht heißt's:

„Deutschen selber führ' ich Euch zu, in die stillere Wohnung,
Wo sich, nah' der Natur, menschlich der Mensch noch erzieht;
Menschen lernten wir kennen und Nationen; so lasst uns,
Unser eignes Herz kennend, uns dessen erfreuen!"

Es ist geradezu unbegreiflich, wie manche Interpreten trotz der erwähnten und anderer ähnlicher Aussprüche Göthe's in Bezug auf „Hermann und Dorothea" ihn dennoch missverstehen können.

Es ist durchaus nicht meine Absicht, etwa noch neue Gesichtspunkte zu einer angeblich tieferen Auffassung des Ganzen oder einzelner Theile dem Leser eröffnen zu wollen, nachdem die ästhetische Forschung hier schon so tief, ja vielleicht zu tief, eingedrungen. Ich will mit Berücksichtigung der hierher gehörenden Literatur in leicht fasslicher Darstellung gebildeten Lesern aller Stände die unvergängliche Schönheit des Kunstwerkes erschließen, und hoffe, dass mein Bemühen, zu immer weiterer Verbreitung des Interesses an poetischen Kunstwerken etwas beizutragen, nicht erfolglos sein werde.

Dem Vorgange einiger Erklärer, die Arbeiten Anderer — entweder sogar wörtlich oder mit geringer Abänderung — ohne Erwähnung der Autoren fleißig zu benutzen, kann ich nicht nachfolgen. Ich bekenne im Gegentheil offen, dass ich die bisher über den Gegenstand erschienenen Erläuterungen nach eingehendem

Studium sorgfältig herangezogen habe, was meiner Abhandlung nur zum Vortheil gereichen kann. Auf die trefflichen Auslegungen berühmter Interpreten, denen ich gefolgt, habe ich vielfach hingewiesen. Ueber den Gegenstand selbst aber habe ich mich gründlich unterrichtet, und eine gewisse Selbstständigkeit des Urtheils wird man der Arbeit nicht absprechen können.

Die bisher erschienenen Erläuterungen, so trefflich auch einige derselben, sind, wenn durch sie unsere Nationalliteratur immer weiter in's Volk verbreitet werden soll, entweder zu umfangreich und zu gelehrt, oder zu schulmeisterlich, zu sehr an Einzelheiten haftend; für manche Behauptungen von Sonderlingen aber fehlt dem denkenden Leser alles Verständniß, und die Wissenschaft wird in keiner Weise dadurch gefördert.

Zunächst wollen wir nun den Lesern eine kurze Uebersicht über die bisher erschienenen Erläuterungen geben und dann mit sorgfältiger Benutzung der dahin einschlagenden Literatur das herrliche Gedicht besprechen: die wechselnden Lebensbilder von Liebe und Leid und Streit und Friede, den nationalen Charakter, die Symbolik, das epische und dramatische Element, die ästhetische und ethische Idealität u. s. w.

Die älteste Recension ist wohl die von A. W. Schlegel (Allg. Literaturzeitung 1797, Nr. 393 bis 396, 19 gespaltene Seiten umfassend).

Der Kritiker vergleicht die Dichtungsweise mit de[r] des Homer und weist nach, dass dort wie hier der Aus-druck kräftig, aber einfältig, niemals prangend un[d] übertrieben und durchaus nur durch Entfaltung ver-edelnd, und dass ungeachtet des großen Abstandes der Zeitalter, des Nationalcharakters und der Sprache „Hermann und Dorothea“ mit Homer's großen Vor-bildern bewundernswürdig übereinstimmt. —

Die erste ausführliche und tief eingehende Er-läuterungsschrift ist die von Wilh. v. Humboldt (Aesthetische Versuche, Th. I. 1799). Nach des Kritikers eignem Geständniss war ihm die Erläuterung des Ge-dichts aber nicht sein Hauptzweck, er wollte vielmehr „den gesammten Vorrath seiner Ideen über die Grund-principien der Kunst zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen systematisch ordnen.“ Er spricht mehr von der Kunstphilosophie, als über das Gedicht. Die gründ-lichen Bemerkungen über die Poesie im Allgemeinen und über das Wesen des Epos im Besondern, mit manchen lehrreichen Hindeutungen auf die im Gedicht be-wiesene Kunst, sowohl in Bezug auf die Charakteristik der Personen, als auch auf die eigenthümliche Dar-stellung u. s. w. sind von den meisten Auslegern wieder-holt worden. Wenn Humboldt jedoch in der Symbolik so weit geht, dass er fast alles Vergängliche für ein Gleichniss des Unvergänglichen hält und in Einzel-heiten „einen symbolischen Ausdruck der erhabensten

Idee" findet; — dass der Dichter wie ein frostiger Allegoriker einzelne symbolische Züge mosaikartig zusammengebracht habe: zu dieser Anschauung können wir uns nicht versteigen. —

Im „Neuen Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, 1837" befindet sich eine Erläuterung des Gedichts von E. F. Yxem, in welcher der Vortragende zunächst an verschiedenen Werken des Dichters nachweist, dass dessen Ideale alle die Fülle der Realität in sich haben, dass das Ideale vom Wirklichen gesättigt und darin zugleich die Wahrheit seiner Dichtungen liegt, und dass diese dahin streben, in der sinnlichen Erscheinung das Geistige, im Flüchtigen das Ewige zu erfassen und darzustellen, in welcher erhaltenen Richtung die poetische Stimmung auch in unserm Gedicht verharre, und diese Behauptung wird nun bewiesen, indem gezeigt wird, wie der Dichter es verstanden, seine aus dem Gebiet der Wirklichkeit herausgegriffenen Gestalten in die Lichtwelt der Ideen zu erheben, und wie das vorzüglichste Mittel zur Erreichung dieses Zweckes darin bestehe: „dass er in demjenigen, was in dem Innern der Gestalten vorgeht, was ihnen begegnet, etwas bald der ganzen Menschheit, bald der ganzen Gattung derselben, welche durch das Individuum repräsentirt wird, Gemeinsames hervorhebt und es auch als solches bezeichnet, wie

z. B.: „So sind die Menschen! So sind die Männer! So sind die Weiber!“

Es ist nicht zu leugnen, dass diese Abhandlung lehrreich und anziehend ist, wenn wir auch dem Verfasser darin nicht beistimmen, dass die ganze hier dargestellte Welt nur scheinbar individuell und auch überall im Einzelnen und Kleinsten die Bedeutung des Allgemeinen dargestellt sei. —

„Archiv für den Unterricht im Deutschen. Erster Jahrg., 1843. Erläuterung des Gedichts von Heinrich Viehoff.“

In dieser für den Unterrichtszweck bestimmten Erläuterung geht Viehoff nach einer kurzen Einleitung über die Geschichte der Entstehung unserer Dichtung sogleich zur Betrachtung der einzelnen Gesänge über, erläutert darin das Aesthetische, Sachliche und Sprachliche der einzelnen Stellen, knüpft schon hier und da einiges Allgemeine an und zieht am Schluss die Resultate aus dem Ganzen und überschaut die Dichtung im Ganzen rückblickend aus umfassenderen Gesichtspunkten.

Die ästhetische Erläuterung enthält wenig Neues und Bedeutendes; anziehend jedoch ist manche ausführlichere Besprechung einer Szene, die Charakterschilderung der Personen, die Hinweisung auf die unermüdliche Sorgfalt, womit der Dichter Zeit und Ort bestimmt und die Beziehungen derselben zur Handlung

berall ins Licht gestellt hat; die Hindeutung auf die
er und da im Gedicht eingestreuten vorbereitenden
ndeutungen, die den Zweck haben, dass später einzu-
ihrende Umstände, wenn der Dichter sie nöthig hat,
ls schon bekannt oder mit Bekanntem verknüpft er-
heinen. —

„Konrad Schwenk, Göthe's Werke. Erläuterun-
en. Frankfurt a. M. 1845."

Dieses 196 Seiten 16° umfassende Büchlein hat
ur den Zweck, jedesmal kurz die Idee der einzelnen
Dichtung anzugeben, die menschlichen Charaktere, welche
argestellt werden, zu erklären und die Durchführung
iner Idee vermittelst derselben als ein natürliches Er-
gebniss der Umstände und der Charaktere nachzuweisen.
Die nur 12 Seiten füllenden einfachen Bemerkungen
iber unser Gedicht regen trotz ihrer Dürftigkeit den
Leser wenigstens annähernd zur lebendigen Er-
fassung des Kunstwerkes an. —

„Rosenkranz, Karl, Göthe und seine Werke.
1847 (S. 322—346)."

Der scharfsinnige Kritiker vergleicht den innern Zusammenhang des Gedichts mit anderen Werken des Dichters und bespricht in seiner ihm eignen geistreichen Art der Darstellung die Idee, die Composition u. s. w. und weiß die Eigenthümlichkeit der Form des Gedichts in der Einheit mit der ihres Inhaltes zu veranschaulichen. Zwei Manieren des literarischen Verfahrens

liegen ihm fern: das Urgiren einzelner Stellen in Göthes Werken und das Vergleichen mit andern Werken:

„Die einzelne Stelle hat ihren wahren Sinn nur im Zusammenhange aller; ... ihre Bedeutung wird über Gebühr bald erweitert, bald verengt ... Bei Göthe's „Hermann und Dorothea" bieten sich alle Epen zum Vergleich ... Diese Vergleichung ist unbestimmt und hängt von der Willkür des vergleichenden Subjektes ab u. s. w."

Diese mit aller Sorgfalt und Liebe geschriebene Kritik ist sehr lehrreich, aber für den Ungelehrten bisweilen doch zu gelehrt; auch ist diese einzelne Abhandlung über „Hermann und Dorothea" nicht käuflich zu haben. Die trefflichen Erläuterungen der andern Werke des Dichters in dem letztgenannten Buche sind noch weniger allgemein verständlich. —

„Becker, Göthe's „Hermann und Dorothea," besonders zum Gebrauch in höheren Bildungsanstalten erläutert. 1852. 101 Seiten. 8°."

Becker verfährt pädagogisch-genetisch, so, dass erst analytisch das ganze Gedicht nach Handlungen, Charakteren und Idee, mit sorgfältiger Beachtung jeder einzelnen Stelle, durchgegangen wird, dann ein zweiter synthetischer Theil von der aufgefundenen Idee aus das Ganze überschauen und bis in die einzelne Theile beurtheilen lässt.

Die Betrachtung des Gedichts als Culturgemälde, die anschauliche Beleuchtung der Plastik in der Darstellung, die Schilderung der Feinheit der Composition in der Einwebung allgemein menschlicher Zustände und charakteristischer Züge des damaligen und vormaligen Culturzustandes ꝛc. sind wohl durchdacht und dem Zweck der Schrift entsprechend. —

„Düntzer, Erläuterung zu Göthe's „Hermann und Dorothea." 1855. 130 Seiten kl. 8°. (Dem deutschen Volke dargebracht.)"

Wir stimmen dem Urtheil des Cholevius bei, wenn er sagt: „Düntzer hat wohl hauptsächlich für diejenigen schreiben wollen, welche sich mit einer blos aufnehmenden Anschauung der Dinge zu begnügen pflegen." Die Bearbeitung ist trocken und führt den Leser wenig in den Geist der Dichtung ein; auch ist dieselbe nicht frei von Kleinigkeitskrämereien, durch welche das Verständniss des Kunstwerkes wenig oder gar nicht gefördert wird. Was nützen dem Leser z. B. Bemerkungen, wie: „Hermann ist neunzehn Jahr alt, wogegen Dorothea, deren Bräutigam im Anfang der französischen Umwälzung nach Paris eilte, wenigstens vier Jahre älter zu denken ist." Oder: „Wie nahe es auch dem Dichter lag, den Apotheker sich über die Vorzüge und den Ursprung seines Knasters mit echter Behaglichkeit eines leidenschaftlichen Rauchers verbreiten zu lassen, so begnügte er sich doch mit dieser kurzen

Andeutung, da er fürchten musste, den Ton des Ganzen sonst zu sehr herabzudrücken. Auch das Rauchen selbst dünkte ihm etwas zu unschön, dem sonst so einfach edlen Tone des Ganzen zuwider, als dass er uns seine Personen rauchend eingeführt hätte, obgleich ihm der vom Apotheker mitgeführte gestickte lederne Tabaksbeutel, den dieser am Riemen hervorzieht, ein zu köstlicher Zug im Bilde des ledernen Philisters war, als dass er darauf hätte verzichten können." Oder: „In der Beschreibung des Landauers, eines viersitzigen Reisewagens, der sich in der Mitte theilt und niederschlagen lässt, „er war in Landau verfertigt," hat der Dichter sich ein Versehen zu Schulden kommen lassen. Die Landauer waren nicht davon benannt, dass sie in Landau gefertigt wurden, sondern weil sie zuerst in dem pomphaften Aufzug auffielen, in welchem Kaiser Joseph I. 1702 bei der Belagerung Landaus erschien. Straßburg war durch seine Wagen berühmt, wie denn Göthe selbst in einem herzoglichen zu Straßburg gefertigten Landauer nach Weimar kam. Landau befand sich seit dem Rastadter Frieden (1714) in den Händen der Franzosen, war also eben so wenig deutsch wie Straßburg, das hier besser an der Stelle sein würde." —

„Timm, Dr., Hermann und Dorothea von Göthe mit Einleitung und fortlaufender Erklärung. 1856. 286 Seiten."

Dieser Commentar enthält zwar manche treffliche

:merkungen, im Allgemeinen jedoch müssen wir die
rbeit als eine verfehlte bezeichnen, weil sie allerlei
:ndenzen und Symbole in die Dichtung legt, die dem
ichter gewiss fern lagen. Im Vorwort gesteht der
erfasser auch selbst, er fürchte, ja er fühle, dass seine
rbeit einigermaßen das Zeichen des Schulstaubes
ı sich tragen werde, und sagt, dass er oft in Ver-
ıchung gerathen, derselben eine andere, mehr gefällige
estalt zu geben. Bei der Betrachtung des Gedichtes
ıbe er sich gefragt, ob es möglich und nothwendig
i, für das allgemeine Verständniss desselben noch etwas
:eues zu sagen, aber er wolle dennoch in der Hoff-
ıung, dass Liebe und Interesse ihn entschuldigen werde,
ıdem er, manches Bekannte wiederholend, nicht um-
in könne, noch einige bisher weniger betrachtete wich-
ge Seiten an diesem Gedichte ins Licht zu stellen suche.

Unverständlich ist uns zunächst die Behauptung
ber den Werth des Gedichts im Allgemeinen: „Die
anze göttliche Weltregierung in ihrem tief-
en ewigen Grunde und in ihrem höchsten
rdisch himmlischen Ziele tritt in diesem klei-
en Stücke aus dem gewöhnlichen Leben an
nser Bewusstsein heran; aber bei aller Aus-
ehnung in die unergründlichen Tiefen des
ıenschlichen Daseins bleibt doch die Verlobung
ls der Eingang zur Ehe der Mittelpunkt des
eistigen Interesses und der Sehwinkel der

künstlerischen Perspective in diesem wunderbaren Gedichte."

Was Timm über den christlichen und sogar über den protestantischen Charakter unseres Gedichtes sagt und wodurch er seine Behauptungen zu motiviren versucht, ist absonderlich genug. Er sagt ganz naiv, dass der Nachweis nicht so ganz leicht zu geben, wenn man fragt, worin der christlich-religiöse Geist des Gedichts liege. „Das Christenthum ist mehr unsichtbar und doch fühlbar vorhanden. — NB. Wer hätte z. B. jemals in den Liedern: „In allen meinen Thaten ꝛc." oder: „Befiehl du deine Wege ꝛc." den christlichen Geist vermisst? und doch ist das eigenthümlich Christliche darin mit keiner Silbe bezeichnet. — So wird die Verständigung auch ohne weitläuftige Erörterungen leicht, ja sie ist schon da, bevor man sich ausspricht! . . . Der ganze Geist, aus dem das Gedicht entsprungen und das in der Geschichte und in den Personen hervortretende religiöse Element hat aber auch durch und durch ein protestantisches Gepräge . . . In diesem jugendlichen Prediger wird uns die protestantische Gemeinschaft als eine noch in frischer Werdelust, im Wachsthum nach innen und außen begriffene vorgeführt u. s. w." (!!)

Der denkende Leser weist solche Zumuthungen entschieden zurück, eingedenk der Worte unseres Dichters in dem Proömium zu dem Gedicht:

„Dass kein Name mich täuscht, dass mich kein Dogma beschränkt"

(welche Worte sich hier aber wohl mehr auf naturwissenschaftliche Meinungen, namentlich auf Newton und seine Lehre vom Licht, als auf Göthes religiöse Ansichten beziehen).

Dass ein Werk, welches Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, einen vorzugsweise confessionellen Charakter haben solle, können wir bei Göthe wahrlich nicht annehmen.

Die Bemerkungen über den nationalen und politischen Charakter sind im Allgemeinen zutreffender, bieten aber nicht wesentlich neue Gesichtspunkte und enthalten noch manches „wunderliche Zeug," ebenso auch die Ansichten über den Kunstcharakter, besonders in Bezug auf die Symbolik des Gedichts. Die fortlaufenden Erläuterungen endlich enthalten ebenfalls manches Pedantische und Befremdliche. —

„Schweiger, Bemerkungen über Göthe's Hermann und Dorothea. 1857. 33 Seiten 8°."

Dies Schriftchen bespricht in gelehrter und anziehender Weise den nationalen Charakter, das epische und dramatische Element und die Symbolik des Gedichtes. Wir können dem Verfasser nur beistimmen, wenn er sagt, dass man bei der zu sorgfältigen Betrachtung des Details nur zu leicht den Blick auf das

Ganze verliert, und dass der Sinn für die wahre Schönheit unter kleinlichem Detail erstickt werde.

„Die Federn vom Kleide des Dichters werden mühsam abgelesen, aber was unter dem Kleide sich birgt, die lebendige Gestalt, entgeht der äußerlichen Auffassung.“ —

„Lewes, Göthe's Leben und Schriften, übersetzt von Frese. Zweiter Band. 1858.“

Die nur wenige Seiten umfassende Besprechung unsers Gedichts enthält nur eine kurze Inhaltsangabe und flüchtige Bemerkungen über den Charakter der Personen und den Werth des Gedichts. Wir betrachten das Gedicht aber nicht blos als eine Schilderung des Landlebens und ein Lob auf die Familie: wir erblicken darin auch eine Verherrlichung echt deutscher Bürgertugenden überhaupt. —

„Hiecke, Göthe's Größe in seinem bürgerlichen Epos „Hermann und Dorothea.“ Rede, gehalten im Verein für wissenschaftliche Vorträge in Greifswald. 1860. 35 Seiten 8°.“

Diese Abhandlung enthält manche treffliche Bemerkungen über die Angemessenheit und Feinheit der Charakteristik, über die künstlerische Weisheit in der Erhaltung des epischen Tones und Charakters, über den bescheiden sich verhüllenden Reichthum von dichterischen Zügen und über das stille, aber mächtige Anschwellen der Handlung zu ungeahnter Bedeutsamkeit.

Wenn Hiecke jedoch am Schlusse sagt: „Ueber diesen deutschen Bürgerssohn an sittlichem Werthe sich zu stellen, wer, und wenn er der Begabteste wäre, dürfte es wagen?“ so geht er in seiner Verehrung für Hermann doch wohl zu weit.

Hiecke verweilt namentlich bei solchen Stellen, über welche ein Leser von blos stoffartigem Interesse vielleicht ungeduldig hinwegeilt, bisweilen etwas länger, wenn gerade an ihnen der Unterschied zwischen epischer und dramatischer Poesie und das Wesen künstlerischer Besonnenheit augenscheinlich dem aufmerksameren, dem künstlerisch das Kunstwerk genießenden Leser entgegentritt; manche Seite des Gedichts bleibt jedoch unberührt. —

„Cholevius, Aesthetische und historische Einleitung nebst fortlaufender Erläuterung zu Göthe's Hermann und Dorothea. 1863. 274 Seiten 8°.“

Dies ist die reichhaltigste und bedeutendste aller Erklärungen des Gedichts. In der ästhetischen Einleitung wird zuerst die Frage erörtert, ob das Gedicht ein Epos genannt werden könne und worin man einen Ersatz für die mangelnde Größe zu finden glaube. Hierauf folgt ein Abschnitt über das Wesen des Idylls; sodann wird nachgewiesen, dass Hermann und Dorothea ein Idyll ist, als solches aber die größten Vorzüge vor anderen Gedichten seiner Gattung hat; dass die volle Freiheit und Befriedigung der Personen sich auf

ihren sittlichen Werth gründet; ihre Naivetät gehaltreich ist; dass das Gedicht zwar eine epische Handlung mit Collisionen hat, aber dennoch in den Grenzen des Idylls bleibt. Ferner werden ausführlich und mit großer Gewandtheit besprochen: Das ideale Element der Dichtung im Gegensatze zu dem Realismus; das Verhältniss der geschilderten Lebensumstände und Personen zur ethischen und ästhetischen Idealität; das naive Element der Dichtung im Gegensatze zu der Sentimentalität, wie die Personen in der Gefühlsweise den homerischen Menschen gleichen; wie sich diese Elemente in den einzelnen Charakteren durchdringen; die Naivetät des epischen Stiles, die Objectivität, die plastische Sinnlichkeit und die scheinbare Absichtslosigkeit bei der Anordnung und Ausführung. Seite 87 bis 107 enthält die historische Einleitung, in welcher das sentimentale arkadische Idyll von Opitz bis Geßner; das idealisch-naive Idyll als Verjüngung der homerischen Dichtung durch Voß und Göthe; die Entstehung des Gedichts und seine Quelle erläutert werden, und Seite 111 bis Ende enthält den fortlaufenden Commentar, in welchem letzteren er jedoch manchmal durch eine zu weit getriebene wohlgemeinte Gründlichkeit zu sehr ins Mikrologische und Pedantische verfällt. —

„Gude, Erläuterungen deutscher Dichtungen. Ein Hilfsbuch beim Unterricht in der Literatur. Zweiter Band. 1866. Seite 58—114."

In dieser Abhandlung finden wir dieselbe Einfachheit und Naturwahrheit, welche in den Charakteren, der Scenerie u. s. w. des Gedichtes herrscht. Es ist nicht das Gewaltige des Stoffes, wodurch uns das Gedicht so ergreift, nicht die Schilderung heroischer Charaktere und Leidenschaften, die uns hinreißt, es ist die erstaunliche Einfachheit und Naturwahrheit, mit welcher die Tiefe und Lebensfülle des deutschen Gemüthes entfaltet ist. — —

Mögen manche Erklärer in der Bewunderung des Gedichts auch zu weit gehen; die löbliche Absicht, dem Kunstwerke noch neue Gesichtspunkte abzugewinnen, entschuldigt sie einigermaßen; wir ehren die Ansichten Anderer, wenn wir ihnen abfühlen, dass es ihnen mit der Kunst rechter Ernst ist, wenn wir auch nicht immer mit ihnen übereinstimmen.

Die Orthodoxen aber nennen den großen Dichter einen „Heiden,“ bezeichnen selbst seine herrlichsten Schöpfungen, so auch Hermann und Dorothea, als „verfehlt“ und gehen nur darauf los, dem Volk den Genuss an dem Kunstwerke zu verkümmern, um es in der Bildung aufzuhalten und dasselbe ganz nach ihrem Willen lenken zu können.*)

Wir schließen hier unsere Einleitung mit den

*) Man lese: Orthodoxe Angriffe auf Göthe. Eine Abwehr von Wilh. Rud. Hoffmann. Breslau 1872. Verlag von Josef Max & Komp. 79 Seiten 8°.



Worten Schillers (in einem Briefe an Heinrich Meyer): „Ich habe das Gedicht (Hermann und Dorothea ist gemeint) entstehen sehen und bin eben so sehr über die Schnelligkeit, wie über das Werk verwundert. Während wir Andern mühsam sammeln und prüfen müssen, um etwas Leidliches hervorzubringen, darf er nur leise an dem Baume schütteln, um sich die schönsten Früchte, reif und schwer, zufallen zu lassen.“

Erläuterung.

„Göthe schreibt in seinen besten Werken, wie ein Künstler des Alterthums meißelt; jeder Meißelschlag von den tausenden, die leicht und zierlich vor unsern Augen angebracht werden, bringt eine neue Schönheit ans Licht, zeigt uns eine neue Ader, Muskel des Apoll, der Venus, des Herkules, bis die ganze, kunstreich verkörperte Idee Fleisch und Blut zu gewinnen scheint und mit der zartesten Haut umgeben vor uns steht."*) — So bewundern wir auch in „Hermann und Dorothea" den Geist mit Adlersflügeln. Einfach und ungezwungen weiß uns die Handlung doch in steter Spannung zu erhalten und in scheinbarer Kunstlosigkeit enthält das Gedicht eine echte Kunsttiefe. Jeder, der mit voller Hingebung in ein Kunstwerk sich vertieft, wird dadurch reich belohnt, dass er in ein eigenes selbstthätiges Verhältniss zu demselben tritt, dass die todten Gestalten sich beseelen und eine lebende Welt

*) L. Wienbarg, Vorlesungen über Aesthetik. 1834.

mit der Wahrheit der Wirklichkeit und der Nothwendigkeit der Idee vor ihm aufsteigt. An Jeden tritt das Kunstwerk auf eigne Weise heran, zu Jedem spricht es eine andere Sprache, auch abgesehen von dem zufälligen Wechsel der Stimmung. Die ästhetischen Regeln, die Begriffe der Kritik sind nur die allgemeinen Umrisse, in welche sich das lebendige Ganze dem ordnenden Verstand zerlegt, und so nothwendig für das Verständniss die begriffsmäßige Sonderung und Zerlegung der einzelnen Theile ist, so wenig kann die Theorie der im Kunstwerke sprudelnden Fülle poetischen Lebens den adäquaten Ausdruck geben. „Klar ist der Aether und doch von unermesslicher Tiefe.“ —

Hermann und Dorothea, dieses echt deutsche Gedicht, dieser klare Spiegel deutschen Wesens, ist das Produkt des reifen Mannesalters unseres großen Dichters, in dem der Strom jugendlicher Leidenschaft sich beruhigt, der gährende Most zum klaren Wein der Poesie sich geläutert, und nach manchen Kämpfen und Irren der reiche Geist auf dem höchsten Punkte der Entwicklung einen befriedigenden Abschluss erreicht hatte. Aus dem zerstreuenden Meere eines bewegten Lebens, das ihn erfasst hatte, mit sich fortriss und seinem Selbst zu entfremden drohte, aus der lichten Welt des Alterthums, dessen Trümmer er im Lande der Kunst mit begeisterter Verehrung aufgesucht, aus dem weiten Reiche der Wissenschaften, die alle ihre Schätze vor

ihm aufschlossen, kehrte der Dichter zurück in einen engen Kreis seines bescheidenen Volkes, in eine kleine häuslich beschränkte Welt, in die dürftigen Verhältnisse des Bürgerlebens der kleinen Stadt. Aber nicht Ermüdung und Erschöpfung trieben ihn in diese Beschränkung, sondern die Einsicht und das tiefe Gefühl, dass der wahre menschliche und poetische Gehalt nicht weiter Räume und glänzender Verhältnisse bedürfe, um rein hervorzutreten, dass das wahre Wesen des Menschen — und diesem den möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, ist ja die Aufgabe des Dichters — in einfachen an die Natur geknüpften Verhältnissen weniger entstellt und getrübt sei, als in der großen Welt, wo Formen und Convenienz jede Regung selbstständigen Lebens unterdrücken, wo kalte Abstraction und Unnatur jeden Hauch der Poesie verscheuchen.

Wie man den Diamanten nur mit seinem eigenen Staube schleifen kann und er der Einwirkung fremder Stoffe widersteht, so werden wir auch am sichersten in unser Gedicht eindringen, wenn wir uns den Dichter selbst zum Führer wählen. Göthe sagt in Bezug auf unser Gedicht: „Ich habe das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden gesucht und zugleich die großen Bewegungen aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet.“ Also an dem Mikrokosmus einzelner Personen, kleiner Verhältnisse, bringt der

Dichter den Makrokosmus des großen Weltgeschicks zur Anschauung. Es ist demnach eine Verkennung unsers Dichters, die Symbolik des Gedichts in einzelnen Zügen, statt im Ganzen zu suchen. Jenes Wort unseres Dichters ist hier so recht zutreffend: „Es giebt eine Poesie ohne Tropus, die ein einziger Tropus ist.“ — Nur Derjenige, dem der Sinn dafür fehlt, dass gerade das Ganze in seinem Zusammenhange etwas Höheres abspiegelt, oder vielmehr in sich trägt und darauf beruht, wird, so wie im Leben nach Wundern, so in unserem Gedicht nach einzelnen Symbolen und Allegorien suchen. Das glückliche Familienleben gegenüber der Alles zerstörenden Staatsumwälzung wird uns auf das Ergreifendste dargestellt und dies ist der Hauptinhalt des Gedichts. Ein furchtbares Ereigniss, das ganze Völkerschaften aus ihrer Heimath vertreibt — nämlich die französische Revolution — führt eine schönere und edlere Natur in eine entfernte, noch minder cultivirte Gegend; es führt sie gerade der Familie, dem Jünglinge zu, der sie zu verstehen, zu fassen Sinn hat; es vereinigt beide mit einander, und indem es unaufhaltsam in seinem Laufe weiter forteilt, lässt es den Samen eines neuen Geschlechtes einer schöneren und besseren Menschheit zurück.*) Die unschätzbaren Güter des Friedens und des häuslichen Glückes er-

*) Vgl. W. v. Humboldt.

scheinen gegenüber der Auflösung aller Bande der Ordnung und der Zucht in einem hellerem Lichte. In einer durch solche Anregung hervorgerufenen Stimmung entwickeln sich die sittlichen Lebensansichten und die bessern Gefühle des Herzens am schnellsten und treten am klarsten zu Tage. Ueber das eigene gebundene und beschränkte Geschick erhebt uns der Dichter in unserem Gedicht und lässt uns in einfachen und bedeutenden Zügen im kreisenden Wechsel das Ewigbleibende, im Umsturz aller Verhältnisse die Wiederherstellung des menschlichen Lebens, die vom engsten Kreise der Familie ausgehen muss, schauen. Einem Geschlechte gegenüber, das mit allen Bedingungen des menschlichen Lebens und Seins bricht, in revolutionairem Taumel sich von der Vergangenheit losreißt und eine ganze Welt mit zerstörender Wuth ins Chaos zurückschleudert, in dem die wilden Elemente losgebunden sich bekämpfen, werden hier die Grundformen jeder menschlichen Gesittung und Entwicklung, Familie, Gemeinde, mit Nachdruck hervorgehoben und das liebevolle Anschließen an die Vergangenheit, an die Sitten der Väter, das Festhalten an der Gegenwart, die sich friedlich aus der Vergangenheit entwickelt, nnd ihres Zusammenhanges mit derselben sich freut, die Anhänglichkeit an das Vaterland, das nur die erweiterte Familie ist, poetisch verherrlicht. Die Anklänge an die Zeit patriarchalischer Einfalt und Größe in der Bibel,

die ersten Culturzustände der Menschen im Homer, die so natürlich und doch so kunstreich in unser Gedicht hineingewebt sind, ergreifen mit wunderbarer Rührung, indem sie aus dem Kampfe und der Verworrenheit der Gegenwart uns auf das Ursprüngliche der reinen Menschennatur zurückführen, und uns zu der Ueberzeugung erheben, dass das Wahre und Ewige im Menschen zwar getrübt und entstellt werden kann, aber zu allen Zeiten im Grunde doch eins und dasselbe ist.

In den eigenen Busen soll das deutsche Volk greifen, in die Tiefe seines Wesens hinabsteigen und sich da bewußt werden, dass es nicht von fremden Völkern zu entlehnen, sondern Würdiges und Edles in sich aufzufinden und zu bewahren habe. Die eigene Eigenthümlichkeit behaupten, nach Vollendung unseres eigenen Wesens streben, rein von innen heraus unser Volksthum entwickeln, das ist die große Lehre, die der Dichter seinem Volke ans Herz legt, das ist die Mahnung, die durch das ganze Gedicht durchklingt.

Wie das Gedicht den Dichter selbst über die Wogen der Zeit hinaustrug und aus der trüben Verwirrung, dem gährenden Chaos ihm den freien Blick wiedergab auf die göttlichen Mächte des Lebens, die dasselbe ewig halten und tragen, und wieder neu gestalten müssen, wenn die Zerstörung die alten Formen ergreift, so erweckt es eine gleiche Stimmung in uns, beruhigt und versöhnt, indem es die tiefe Bedeutung und das Noth-

wendige, nicht Willkürliche, in der bestehenden Ordnung des Lebens anerkennen heißt.*)

Wie sehr der Dichter selbst sich des gelungenen Wurfes bewusst war, geht daraus hervor, dass er auch später dies Gedicht nicht ohne Rührung lesen konnte. „So schmilzt man bei seinen eigenen Kohlen,“ sagte er einmal, als er das Gedicht vorlas, indem er sich die Augen trocknete.

Die Wahl des Stoffes, welche Göthe nach seinem eigenen Geständniss in einem Briefe an Schiller für die Hauptsache hält, ist äußerst glücklich. Er schreibt: „Mein Gedicht ist fertig; es besteht aus 2000 Hexametern und ist in neun Gesänge getheilt, und ich sehe darin wenigstens einen Theil meiner Wünsche erfüllt. Die höchste Instanz, vor der es gerichtet werden kann, ist die, vor welche der Menschenmaler seine Compositionen bringt, und es wird die Frage sein, ob man unter dem modernen Kostüm meines Gedichtes die wahren, echten Menschenproportionen anerkennen werde. Der Gegenstand selbst ist äußerst glücklich, ein Sujet, wie man es in seinem Leben nicht zweimal findet, wie denn überhaupt die Gegenstände zu wahren Kunstwerken seltener gefunden werden, als man denkt, woher auch die Alten sich nur beständig in einem gewissen Kreise bewegen.“

---

*) Vgl. Schweiger's Bemerkungen.

Was den schlichten Ausdruck der Dichtung betrifft, so bemerkt Schiller, dass eine magere Darstellung und eine bis zum Gemeinen gehende Einfalt des Ausdruckes einem bedeutenden Inhalte wohl ansteht, während oft im Gegentheil ein gemeiner Inhalt, wie er in einem größeren Ganzen oft nöthig wird, durch einen belebten und reichen Ausdruck poetische Dignität erhält.

Unser Gedicht entstand im geistigen Verkehr des Dichters mit Schiller. Hermann und Dorothea machte eine Zeit lang das Verhältniss der epischen zur dramatischen Dichtkunst zum Hauptgegenstande des Gesprächs der beiden Freunde. Ursprünglich wollte Göthe den Stoff dramatisch behandeln. Durch die epische Behandlung aber wird der der unmittelbaren Gegenwart entlehnte Stoff in die Ferne der Vergangenheit gerückt und verliert dadurch das Beängstigende. Die erschütternde Weltbegebenheit dringt nicht in die eigentliche Handlung ein. Aus der Ferne sehen wir das Geschick der Menschheit in großen und klaren Gestalten ruhig an uns vorüberziehen. Zu der milden Ruhe des Ganzen passt auch die einfache Diktion besser, als die Leidenschaft des Dramas. Wenn das stoffliche Interesse noch in die Gegenwart hineinreicht, die Gegensätze und die sich bekämpfenden Richtungen des Dramas auch in die neueste Zeit hineinspielen, so trägt der Parteigeist, der jeder reinen Auffassung im Gebiete der Kunst unfähig ist, seine beschränkten Sym-

pathieen und Antipathieen in die Schöpfung der Dichter-phantasie hinein. — Nachdem Göthe in den dramatischen Productionen: die Aufgeregten, der Bürgergeneral u. s. w. die Revolution zu verarbeiten gesucht, gelang es ihm endlich, in unserm Gedicht mit dem Weltereigniss zu einem Abschluss zu kommen, welcher einerseits das Subject befreite und andererseits dem Object sein Recht wiederfahren ließ. Während die andern durch die französische Revolution angeregten Productionen einen peinlichen, aus dem Mißverhältnisse des Stoffes und der Form fließenden Eindruck nicht verleugnen, ist hier jeder Zwiespalt zwischen Stoff und Behandlung aufgehoben, und das Ganze gewinnt einen versöhnenden Abschluss. — Die Poesie muss uns über die zufälligen Schranken der Wirklichkeit und Individualität erheben, die Handlung des Dramas muss uns als Menschen interessiren, aber nicht als Individuen mit Furcht oder Hoffnung erfüllen. In unserm Gedicht hat der Dichter durch die episch-idyllische Behandlung den Stoff aus der unmittelbaren Gegenwart, über der er drohend schwebt und mit ängstlichem Grauen das Gemüth erfüllt, in die Ferne der Vergangenheit gerückt und dadurch die unbefangene, um das eigene Geschick unbesorgte Stimmung hervorgerufen, in der wir zur Anschauung des Schönen fähig werden.*)

*) Vgl. Schweigers Bemerkungen.

Hermann und Dorothea ist ein Gedicht voll Leben, Charakter und Schönheit; einfach in seinem Stoff, erstaunlich einfach in der Behandlung. Die Charaktere sind wundervoll gezeichnet, mit wenigen sicheren und sanften Strichen. Selbst Shakespeare hat in seiner Charakterzeichnung nicht mehr dramatisches Leben.*)

Betrachten wir nun den Organismus des Ganzen und seine einzelnen Theile näher.

Ohne alle Einleitung und Beschreibung werden wir unmittelbar zu dem Schauplatz der Begebenheit geführt. Der Dichter verbirgt seine eigene Empfindung, die Personen reden für ihn und ziehen den Leser unwillkürlich mit sich fort, so dass wir gleichsam Augenzeugen der Bewegungen sind.

Der Dichter widmet, wie Herodot es mit den Büchern seiner Geschichte that, jeden Gesang einer Muse; doch scheint die Reihenfolge der Namen ganz willkürlich zu sein, und es lässt sich zwischen dem Inhalte der Gesänge und den Aemtern der Musen keine Verwandtschaft nachweisen. Auch mit der zweiten Ueberschrift, welche den ganzen Inhalt des Gesanges bezeichnen soll, müssen wir es nicht so genau nehmen; sie führt meist nur wenig in den Inhalt des Gesanges ein.

---

*) Vgl. Lewes.

Erster Gesang.

Kalliope.

Schicksal und Antheil.

Der Gastwirth zum goldenen Löwen und seine Frau, in einem kleinen Städtchen — wahrscheinlich an dem rechten Rheinufer? — wohnend, sprechen über das Unglück der Vertriebenen, welche in der Nähe des Städtchens vorbeiziehen. Der Sohn wird mit mildthätigen Gaben hinausgesandt. Wie hätten die Eltern es ahnen können, dass dies der Uebergang zu der für sie so wichtigen Begebenheit sei, Abends aus dem Kreise jener Unglücklichen eine Schwiegertochter im Hause zu haben!

Der Prediger und der Apotheker kommen von ihrem Spaziergange zurück, gesellen sich zu den Wirthsleuten und schildern den Zug der Vertriebenen. Die Bevölkerung ist hinausgezogen, um den traurigen Zug der Vertriebenen zu sehen, trotz Staub und Mittagshitze. Der geschwätzige Apotheker tadelt die Neugier des Volkes, obgleich er selbst hinausgeeilt war. Der Prediger offenbart einen milderen Sinn:

Lockte die Neugier nicht den Menschen mit heftigen Reizen,
Sagt, erführ' er wohl je, wie schön sich die weltlichen Dinge
Gegen einander verhalten u. s. w.

Auf die Bitte der Frau Wirthin setzt der Apotheker seine Schilderung fort und entrollt uns ein klägliches Bild von dem Gedräng' und Getümmel der

Flüchtlinge, wobei er sich des Gedankens nicht erwehren kann, dass auch ihm vielleicht ein ähnliches trauriges Schicksal bevorstehe. Als er geendet, sagt gerührt der menschliche Hauswirth:

Möge doch Hermann sie treffen und sie erquicken und kleiden …
Aber lasst uns nicht mehr die traurigen Bilder erneuern …

Der behäbige Mann sitzt behaglich auf der Bank unter dem Thore seines Hauses, das am Markte liegt. Bei der großen Hitze mag er sich nicht vom Platze rühren, obschon er für das Geschick der Vertriebenen eine innige Theilnahme an den Tag legt. Seine Gedanken wenden sich alsbald von dem Elend der Vertriebenen weg zu der stattlichen, erst kürzlich gekauften Kutsche; er betrachtet mit einer Art Stolz das schöne Gespann und den sicher lenkenden Sohn. Er bittet seine Freunde, mit ihm ein Gläschen zu trinken, um die Grillen zu verscheuchen. Der muthlose Apotheker vergisst das Trinken. Der Wirth fordert ihn zum Vertrauen gegen Gott auf, und der Prediger stimmt ihm bei. Der Vater wünscht, dass sein Sohn zum Friedensfeste, welches nicht mehr lange ausbleiben werde, sich vermähle:

Aber ungern seh' ich den Jüngling, der immer so thätig
Mir in dem Hause sich regt, nach außen langsam und schüchtern.
Ja, er vermeidet sogar der jungen Mädchen Gesellschaft. —

Man hört den rollenden Wagen — Hermann kommt angefahren. Nach der Schilderung des Vaters

erwarten wir sein Eintreten mit aller Spannung. In Betreff des Augenblickes, wo der Dichter die Handlung aufnimmt, ist er dem Beispiele seiner Vorgänger gefolgt, die fast ohne Ausnahme das Stück nicht mit dem Beginne der Handlung eröffnen, sondern den Leser gleich mitten in die Begebenheit versetzen. In unserm Gedichte war dazu noch ein besonderer Grund vorhanden. Hätte Göthe da begonnen, wo die Handlung wirklich anfängt, bei der Abfahrt Hermann's und der Vertheilung der Gaben an die Ausgewanderten, so wäre dadurch das reiche und imponirende Gemälde der wandernden Gemeinde mit allen sich daran knüpfenden Bildern der großen Weltereignisse, aus denen ihr Unglück hervorging, zu nahe in den Vordergrund gerückt worden und hätte der Einbildungskraft des Lesers eine Stimmung gegeben, die den Zwecken des Dichters zuwider war. Die Darstellung des Familienkreises war seine Hauptaufgabe; die großen geschichtlichen Begebenheiten, mit denen das Schicksel desselben verflochten ist, sollten wir nur in Beziehung auf ihn und durch ihn, als Medium erblicken. Hätte nun der Dichter sogleich im Anfange mit diesem ungeheuren Gegenstande unser Gemüth erfüllt und zerstreut, so möchte es ihm schwer, ja unmöglich geworden sein, das Interesse wieder auf den Punkt zu sammeln, der doch das eigentliche Centrum des Ganzen bildet. Deshalb läßt er uns zuerst einen Blick in die Familie und ihre

Verhältnisse thun und breitet dann erst das Gemälde der fliehenden Gemeinde aus, und selbst dann nicht unmittelbar vor uns, sondern in einer mildernden Ferne, durch die Berichte des Apothekers und Hermanns.*)

Zweiter Gesang.

Terpsichore.

Hermann.

Der Prediger betrachtet die Gestalt und das ganze Benehmen des Jünglings mit dem Auge des Forschers; Hermann erscheint ihm als ein veränderter Mensch:

Fröhlich kommt Ihr und heiter; man sieht, Ihr habet die Gaben
Unter die Armen vertheilt und ihren Segen empfangen . . .

Ist auch der ihn beseligende Gedanke an Dorothea vorzugsweise der Grund seiner Veränderung, so hat doch der Umstand, daß Hermann das fremde Mädchen gerade in einem Augenblick kennen lernte, in welchem er im Begriff war, Unglücklichen zu helfen, und Dorothea selbst dies in einer Weise that, mit Antheil an seiner gehobenen Stimmung. Es giebt keinen schönern, das Leben so sehr verklärenden und hebenden Moment, als wenn Herzen sich finden in der gemeinsamen Ausübung der erbarmenden, von allem Egoismus sich rein und frei fühlenden Liebe. Von solchen Herzensbündnissen

*) Vgl. Viehoff.

kann man mit Recht sagen, sie werden im Himmel geschlossen. — Hermann erzählt mit ruhigem Ernst, ohne durch die Bemerkung des Predigers in Verlegenheit gebracht zu sein, was ihm begegnet: „Mutter, ihr kramtet so lange.“ Er ist zu spät gekommen, eilt dem Zuge nach, und trifft einen von zwei Ochsen gezogenen, hinter dem Zuge der Vertriebenen zurückgebliebenen Wagen an, auf welchem sich eine Mutter mit ihrem kleinen Säugling befindet. Seine Neigung zu Dorothea, welche sich der Verlassenen angenommen, verräth sich in der Zeichnung des Bildes, das er von dem Zusammentreffen mit ihr entwirft. Auch hat er der Fremden alle Sachen ohne Weiteres dreist zur Vertheilung übergeben. Das Wesen der Liebe beruht ja auf dem hingebendsten, zweifellosen Vertrauen. Seine Liebe zu der edlen, dienstbereiten Jungfrau wagt er jedoch nicht zu gestehen. Aber die Mutter merkt aus seiner Rede jetzt schon seinen Entschluß. Sie hat in diesem Punkte, wie alle Frauen, ein feineres Gefühl als die Männer.*)

Der Apotheker preist sich glücklich, in den Zeiten solcher Flucht und Verwirrung unverheirathet zu sein, aber für die dienstbereite Jungfrau hat er kein Wort.

„Hab' ich die Baarschaft gerettet und meinen Körper, so hab' ich
Alles gerettet; der einzelne Mann entfliehet am leicht'sten.
Bleibt der Provisor zurück, so geh' ich getröstet von Hause!“

---

*) Vgl. Gude.

Wofür bekommt der Provisor sein Gehalt? Der darf vor dem Feinde nicht fliehen, denkt er.

Gegen diesen Sonderling, der unserm Gedicht eine humoristische Färbung giebt, wendet sich Hermann und tadelt seine Rede:

„Keineswegs denk' ich, wie Ihr, und tadle die Rede!
Lieber möcht' ich, als je, mich heute zur Heirath entschliessen;
Denn manch gutes Mädchen bedarf des schützenden Mannes,
Und der Mann des erheiternden Weibes, wenn ihm Unglück bevorsteht." —

Die Schöpfermacht der Liebe hatte den Jüngling plötzlich verändert. Die Eltern loben seinen Entschluss und die Mutter erzählt ausführlich, dass auch sie in einer traurigen Zeit sich vermählt habe. Der Vater fällt aber ein:

„Nicht soll Jeder sich quälen, wie wir und Andere thaten,
Und so hoff' ich von Dir, mein Hermann, dass Du mir nächstens
In das Haus die Braut mit schöner Mitgift hereinführst;
Denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen . . .
Aus jenem Hause, dem grünen" —

Hermann entgegnete darauf:

„Wirklich, mein Wille war auch, wie Eurer, eine der Töchter . . .
Aber ich konnte mich nie in ihrem Umgang erfreuen . . .
Aber noch früh genug merkt' ich, sie hatten mich immer zum Besten."

Auch die Mutter vermag ihn nicht umzustimmen.

Hermann sucht in Dorothea nicht die Staatsdame, sondern das Weib. Was ihm fehlt, ist die treue Lebensgefährtin, die die Sorgen des Lebens liebend theilt.

Und Dorothea kann ihm das sein, diese reine, edle, kräftige Natur, die von jedem Anfluge ungesunder Sentimentalität frei ist und doch voll tiefen Gefühls. Sie hat in dem Sturme, der sie von den heimathlichen Fluren fortgespült hat, ihre Kraft bewährt, sie, die ohne Hilfe noch hilfreich ist, und mitten in der Verwirrung der Flucht mit weiblicher Geschäftigkeit sich einen edlen Wirkungskreis geschaffen hat, indem sie für die verlassene fremde Mutter sorgt und deren Kindern eine liebe Mutter wird. — Die Töchter jenes reichen Mannes mit ihrer eitlen Weltbildung, ihrem modischen Firniss, stießen den unbeholfenen und doch im Grunde seines Werthes sich bewussten Jüngling zurück. Das lieblose Wesen dieser übermüthigen, nur auf die äußeren Flitter der Kultur eingebildeten Mädchen erstickte in ihm jede Neigung zu ihnen. — Die leitenden Prinzipien in der Mädchenerziehung haben namentlich nicht außer Acht zu lassen, dass das Weib — möge es sich einst verehelichen oder nicht — für die Häuslichkeit heranzubilden sei. Wie viele Familien würden glücklicher sein, wenn die Erziehung der Töchter im Gegensatz zu jener überspannten, blasirten und nur auf den äußeren Schein gerichteten Geschmacks- und Zeitrichtung wahre Geistes- und Herzensbildung, Einfachheit und Natürlichkeit anstrebte! Nur durch die liebevolle Hingabe an die weiblichen Obliegenheiten gelangt das Weib zu würdiger Herr-

schaft im Hause und wird so der gute Schutzgeist der Familie.

Hermann sträubt sich gegen den Willen seiner Eltern. „Sie hat die Seele sein so ganz genommen ein!“ — Doch der Vater fuhr auf und sprach die zornigen Worte: „Wenig Freude erleb' ich an Dir! Ich sagt' es doch immer.“ — Doch nicht aus niederer Habgier wünscht der Vater eine begüterte Schwiegertochter; es ist ein Streben höher hinauf; er selbst wäre lieber was Anderes, als Wirth zum goldenen Löwen. Im folgenden Gesange wünscht er, dass der Sohn dem Vater nicht gleich sei, sondern ein Bess'rer! — Der bestimmten Erklärung des Vaters gegenüber darf Hermann nicht wagen, von seiner Neigung zu Dorotheen, der armen Vertrieb'nen, zu sprechen, und von der Vermählung mit einer der übermüthigen Töchter jenes reichen Mannes mag er nichts wissen. Unwillkürlich fallen uns da jene Worte des erhabenen Dichters ein:

Es prüfe, wer sich ewig bindet,
Ob sich das Herz zum Herzen findet;
Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang! —

Der beleidigte Sohn verläßt schweigend, langsam und ohne Geräusch, ohne die kindliche Ehrfurcht zu verletzen, das Zimmer. Aufgeregt ruft der Vater ihm nach:

„Aber denke nur nicht, Du wollest ein bäurisches Mädchen
Je mir bringen in's Haus, als Schwiegertochter die Trulle!“ —

Damit beginnt die Verwicklung der Handlung und steigert sich bis zur Lösung im letzten Gesange, während die Schürzung des Knotens beim Drama mehr in der Mitte des Stückes liegt.

Dorotheens Erscheinen hat der Dichter gleich bei ihrer ersten Einführung mit einem holden Zauber zu umgeben gewusst. Man glaubt — sagt Wilh. v. Humboldt — eine der hohen Gestalten zu sehen, die man bisweilen auf den Werken der Alten, auf geschnittenen Steinen, erblickt. Man fühlt sich betroffen und hält inne; man begreift nicht, wodurch und womit dieses gemacht ist. Der Dichter hat blos die einfache Handlung erzählt; aber man kann sich nicht enthalten, dieser Erscheinung noch einen Augenblick zuzusehen; sie steht zu auffallend da. Von der Erzählung des Apothekers im vorigen Gesange her ist der Leser noch von dem Zuge der Ausgewanderten erfüllt; er sieht noch das verwirrte Durcheinander, die unbesonnene Eile, die gegen fremdes Unglück gleichgültige Selbstsucht vor Augen. Aus dieser ungeschiedenen Menge sondert sich nur eine einzelne Gruppe ab; ein Wagen ist zurückgeblieben, indess die Uebrigen schon in der Entfernung vorauseilen; eine kranke Mutter, mit ihrem Säugling, von Ochsen gezogen, die ein Mädchen lenkt. Dies Mädchen tritt allein, einzeln auf, sie allein ruhig, besonnen, hilfreich; nun muss Alles, die Stärke des festgefügten Wagens, die gewaltige Größe der Thiere,

selbst das verwirrte Gedränge des Zuges ihr Bild zu vergrößern beitragen. Es ist schon so idealisch geworden, die Phantasie ist schon so willig, es in ganz fremde Regionen zu versetzen, dass wir vergessen, dass der lange, lenkende Stab (eine Peitsche würde das ganze schöne Bild zerstören) nicht mehr Sitte unserer Zeit ist. Von dieser ersten Einführung an bleibt sie dem Leser fortwährend gegenwärtig und wirkt in Hermanns Seele, in seinen Reden und Entschlüssen fort.

Dritter Gesang.

Thalia.

Die Bürger.

Der Vater fährt in seinem Unwillen fort über Hermann und die Jugend zu schelten und spricht mit Wohlgefallen von seiner unermüdlichen Thätigkeit für die Hebung der Stadt:

„Bauherr war ich sechsmal im Rath und habe mir Beifall,
Habe mir herzlichen Dank von guten Bürgern verdient u. s. w.
Aber ich fürchte sehr, so wird die Jugend nicht handeln!
Denn die Einen, sie denken auf Lust und vergänglichen Putz nur;
„Andere hocken zu Hauſ' und brüten hinter dem Ofen,
Und das fürcht' ich, ein solcher wird Hermann immer mir bleiben!"

Nicht zu verkennen ist der strebsame Sinn des Vaters für allgemeine städtische Interessen.

„Und es versetzte sogleich die gute, verständige Mutter:
Aber täglich mit Schelten und Tadeln hemmst du dem Armen

Allen Muth in der Brust, so wie du es heute gethan hast!
Wir können die Kinder nach unserm Sinne nicht formen;
So wie Gott sie uns gab, so muss man sie haben und lieben,
Sie erziehen auf's Beste und Jeglichen lassen gewähren;
Denn der Eine hat die, der Andere andere Gaben;
Jeder braucht sie, und Jeder ist doch nur auf eigene Weise
Gut und glücklich.“ —

Trefflich ist diese pädagogische Ansicht der Mutter, dass die Erziehung das Individuelle beim Zöglinge berücksichtigen müsse. Fragen wir, woher dieser einfachen Frau eine so richtige Einsicht gekommen, so dient zur Antwort, dass diese jeder wahren Mutter ganz naturgemäß von selbst kommt, wenn dieselbe die Erziehung ihrer Kinder nicht allein Andern überlässt, sondern selbst in Liebe sich derselben hingiebt.

Die Mutter eilt dem Sohne nach, um ihn zu beruhigen. Der Unwille des Vaters hat sich durch die Bemerkung der Mutter bereits etwas gelegt; lächelnd sagt er, sobald sie hinweg war:

„Sind doch ein wunderlich Volk, die Weiber, sowie die Kinder! ..
Einmal für allemal gilt das wahre Sprüchlein der Alten:
Wer nicht vorwärts kommt, der kommt zurücke! So bleibt es.“

Der Apotheker, welcher nicht gerne für einen Mann gehalten werden will, der dem Fortschritt abgeneigt ist, und sich getroffen fühlt, spielt nun wieder den Sonderling, wodurch die ernste Stimmung des Vaters gemildert wird: auch er sähe sich gern nach dem Bessern um, wofern es nicht theuer, doch neu sei;

der moderne Geschmack in den Gartenanlagen, wie in der Malerei und in der Architektur verdrießt ihn sogar, weil er die Kosten der Neuerung scheut. Auch ist nicht zu übersehen, wie der Philister nicht von allgemeinen städtischen Interessen spricht, sondern nur an seine eigene Besitzung denkt. Wie ganz anders der Wirth!

Vierter Gesang.

Euterpe.

Mutter und Sohn.

Wir wussten bisher nicht, wohin Hermann gegangen; dadurch wird unser Interesse gespannt. Die eingeschobenen Episoden sind aber nicht müssige Zugaben, sondern tragen zur Entwicklung des Ganzen bei. Wir erwarten eine entscheidende Scene zwischen Mutter und Sohn, und wir werden in dieser Erwartung nicht getäuscht. Der vierte Gesang bringt sie uns, aber er bringt sie uns nicht sofort. Der Dramatiker würde uns beim Wiederaufrollen des Vorhanges beide schon im Gespräch begriffen zeigen, der Epiker lässt die Mutter den Weg zum Sohne durch die ganze Reihe ihrer Besitzungen durchmessen, und durch die Schilderung dieses Ganges wird viel gewonnen.*) — Die Mutter sucht

*) Vgl. Hiecke.

den Sohn und findet ihn endlich unter dem Birnbaum im Felde. Sehr anziehend, doch ohne sich à la Matthisson in zierliche Kleinmalerei einzulassen, schildert der Dichter die einzelnen Partieen des Grundbesitzes. Auch in Besorgniss um den Sohn vergisst die geschäftige Hausfrau nicht, auf ihrem Gange die Stützen der Obstbäume zurecht zu stellen und — das klingt wie die alltäglichste Prosa — einige Raupen vom Kohl abzunehmen. Hermann aber hat sich unter einen auf einer Anhöhe stehenden einsamen Baum im Felde geflüchtet und weint:

„Saß mit dem Arm gestützt und schien in die Gegend zu schauen,
Jenseits nach dem Gebirg" . . .

Wer da liebt, kann der vergessen?
Wer vergisst, hat der geliebt?
Lieben heißt ja: nie vergessen,
Und vergessen: nie geliebt! (Saphir.)

Sachte schleicht die Mutter hinan und rührt ihm leise die Schulter:

„Und er wandte sich schnell, da sah sie ihm Thränen im Auge!"

Ergreifend ist das innige Verhältniss zwischen Mutter und Sohn. Hermann sagt, die Noth des Vaterlandes mache ihn so traurig; er wolle nicht wieder nach Hause kehren, sondern den Kriegern Arm und Herz übergeben, dem Vaterlande zu dienen. Die Mutter tadelt ihn, dass er nicht frei und offen sagt, „was seinen Wünschen gemäß;" sie kennt ihn besser:

„Du verbirgst Dein Herz und hast ganz and're Gedanken!" . . .

Der Jüngling gesteht, dass die Mutter ihn auf halbwahren Worten und halber Verstellung ertappt hat:

„Worte waren es nur, die ich sprach: sie sollten vor Euch nur
Meine Gefühle verstecken, die mir das Herz zerreißen.
Und so lasst mich, o Mutter! denn da ich vergebliche Wünsche
Hege im Busen, so mag auch mein Leben vergeblich dahingeh'n."

Die Mutter weiß ihm sein Geheimniss zu entlocken:

„Aber ein Weib ist geschickt, auf Mittel zu denken und wandelt
Auch den Umweg, geschickt zu ihrem Zweck zu gelangen . . .
Jenes Mädchen ist's, das vertriebene, das Du gewählt hast. —
Liebe Mutter, Ihr sagt's! versetzte lebhaft der Sohn d'rauf." . .

Die Mutter weiß ihm Muth einzuflößen. Die Heftigkeit des Vaters, zumal beim Glase Wein, habe nicht viel zu bedeuten; aber sie tadelt doch den Sohn, dass er dem Vater nicht entgegenkomme:

„Aber ein gutes Wort verlangt er und kann es verlangen." . . .

Ohne etwa Partei gegen den Vater zu nehmen, zeigt sich hier die ausgleichende Mutterliebe. Der Sohn verliert das Vertrauen zum Vater nicht; obgleich dieser seinem Herzen wehe gethan, verletzt er die kindliche Ehrfurcht nicht, und wir wissen, so hat er's gehalten von Jugend auf. Ganz Unrecht aber hat der Vater nicht; in der Schule saß Hermann immer der Unterste; auch ist er, bei seiner Abneigung, in die Welt hinauszugehen, dem Wunsche des Vaters, sich auf Reisen zu begeben, nicht nachgekommen; nur zu Pferden und zum Acker, zeigte er Lust.

Den Sohn mit sich fortziehend, sagt liebevoll die Mutter:

„Komm, wir wagen es gleich; das Frischgewagte geräth nur,
Und wir bedürfen der Freunde, die jetzt bei ihm noch versammelt
Sitzen; besonders wird uns der würdige Geistliche helfen."

Die Mutter denkt in Liebesangelegenheiten zarter als der Vater; das stille Familienglück steht ihr höher, als ein Streben höher hinauf, wenn nur die Heirath Herzenssache ist. — So eröffnet sich uns am Schlusse dieses Gesanges eine, wenn auch nur schwache, Aussicht zur Lösung des Conflictes.

Fünfter Gesang.

Polyhymnia.

Der Weltbürger.

Er führt uns zu den drei Männern wieder zurück, die noch immer sprechend zusammensitzen. Der treffliche Pfarrer sucht den aufgeregten Vater zu beruhigen. In Bezug auf Hermanns Heirath sagt er:

„Vieles wünscht sich der Mensch und doch bedarf er nur wenig!" —

Als er kaum geendigt, trat die Mutter mit dem Sohne ein. Ohne den beruhigenden Zuspruch des Geistlichen hätten sie den Vater in einer höchst ungünstigen Stimmung angetroffen. So steht Nichts isolirt da, Alles in lebensvoller Beziehung zum Ganzen. Die Mutter spricht, Hermann bei der Hand führend und vor den Gatten ihn stellend:

„Nun ist kommen der Tag; nun hat die Braut ihm der Himmel ..
Jenes Mädchen ist's, die Fremde, die ihm begegnet.
Gieb sie ihm, oder er bleibt, so schwur er, im ledigen Stande.'

Der Sohn wendet sich in festem Vertrauen auf den reinen und edlen Sinn des fremden Mädchens, entschlossen und ohne Scheu an den in ruhiger Zurückhaltung noch immer verharrenden Vater, und sucht, als ob die Gabe der Beredtsamkeit mit einem Male über ihn gekommen wäre, in eben so schönen, als männlichen Worten den letzten Widerwillen desselben zu verscheuchen:

„O mein Vater! sie ist nicht hergelaufen, das Mädchen!
Keine, die durch's Land auf Abenteuer umherschweift
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahr'nen, mit Ränken.
Nein! das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben,
Aus dem Lande getrieben! Ihr eig'nes Unglück vergessend,
Steht sie Andern bei, ist ohne Hilfe noch hilfreich! —
Und es sagte der Sohn: die gebt mir, Vater! mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdige Tochter!" —

Der Vater schweigt. Der Geistliche ergreift zu Gunsten Hermanns das Wort:

„Rein ist Hermann; ich kenn ihn von Jugend auf ...
Nun verkennet es nicht, das Mädchen, das Eurem geliebten,
Guten, verständigen Sohn zuerst die Seele bewegt' hat ...
Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.
Nicht beweglich ist er; ich fürchte, versagt Ihr ihm dieses,
Gehen die Jahre dahin, die schönsten, in traurigem Leben!" ..

Der Dichter lässt den Vater nicht zu Worte kommen; denn dieser könnte sonst in seiner Aufgeregtheit alle Hoffnung des Sohnes vernichten. Der Apotheker,

„Dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war,“

warnt vor Uebereilung:

„Lasst mich also hinaus, ich will es prüfen, das Mädchen;
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betrügt mich so leicht, ich weiß die Worte zu schätzen!“ —

Sein Vorschlag ist von wesentlichem Einfluss auf den weiteren Verlauf der Handlung; es knüpfen sich auch an diese Prüfung so viel köstliche Züge, dass wir schon um deswillen dem Apotheker bei all' seiner Philisterei nicht gram sein können.*)

Ruhig und gelassen entgegnet der Sohn, dass er der eingeholten Beurtheilung sich fügen wolle, doch wünscht er, dass der Pfarrer auch mitgehe. — Von allen Seiten bestürmt, willigt der gutmüthige Vater in den Vorschlag ein:

„Gehet und prüfet und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir in's Haus; wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen!“

Hermann fährt mit den beiden Freunden ab. Nicht fern vom Dorfe hält er die Pferde an,

„Von dem würdigen Dunkel erhabener Linden umschattet,
Flach gegraben befand sich unter den Bäumen ein Brunnen.“

---

*) Vgl. Gude.

Jene Oertlichkeiten beschreibt der Dichter uns je[tzt] sehr anziehend, und dadurch wird der Schaupla[tz] künftiger Begebenheiten uns schon im Voraus lieb un[d] werth.

Hermann sagt:

„Steiget, Freunde, nun aus und geht, damit Ihr erfahret" ..

Auf's Genaueste, mit seiner Liebe aber gan[z] zurückhaltend, giebt er ihnen nun die Erkennungszeiche[n] Dorotheen's an und fährt dann fort:

„Redet nicht mit dem Mädchen und lasst nicht merken die Absich[t]
Sondern befraget die Andern und hört, was die Alles erzähle[n]
Kehrt zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weit're!"

Die Freunde gingen dem Dorfe zu. Von de[m] Gedränge und Getümmel, welches unter den Vertriebe[-] nen herrschte, giebt der Dichter uns mit wenigen Worte[n] ein klares Bild:

„Wo in Gärten und Scheunen und Häusern die Menge von Mensch[en]
Wimmelte, Karr'n an Karr'n die breite Straße dahin stand;
Männer versorgten das brüllende Vieh und die Pferd' an de[n] Wagen;
Wäsche trockneten emsig auf allen Hecken die Weiber,
Und es ergötzten die Kinder sich plätschernd im Wasser des Bach[es]
Also durch die Wagen sich drängend, durch Menschen und Thie[re]
Sahen sie rechts und links sich um, die gesendeten Späher —
Aber keine von allen erschien die herrliche Jungfrau." —

Es entstand Streit unter den Männern, un[d] stärker ward das Gedränge. Mit würdigen Schritte[n] naht sich ein Alter den Scheltenden, und sogleich ve[r-]

klang das Getöse, als er väterlich ernst sie bedrohte; es war der Richter der Gemeinde. Ohne feinere Bildung, welche die ursprüngliche Kraft leicht abschwächt, tritt er, als die Noth Alles zerrüttet, sofort mit festem Muthe an die Spitze der Gemeinde. Der Geistliche trat an ihn heran:

„Sagt mir, Vater, Ihr seid gewiss der Richter von diesen
Flüchtigen Männern, der Ihr sogleich die Gemüther beruhigt?
Ja, Ihr erscheint mir heut als einer der ältesten Führer,
Die durch Wüsten und Irren vertriebene Völker geleitet.
Denk' ich doch eben, ich rede mit Josua oder mit Moses!" —

Mit edler Selbstverleugnung das Gespräch von seiner Person ablenkend, sagt der Richter:

„Wahrlich, unsere Zeit vergleicht sich den seltensten Zeiten!
O, wir Anderen dürfen uns wohl mit jenen vergleichen,
Denen in ernster Stund' erschien im feurigen Busche
Gott der Herr; auch uns erschien er in Wolken und Feuer!" —

Der Apotheker, dem diese Unterredung zu lange dauert, flüstert dem Pfarrer in's Ohr, mit dem Richter weiter zu sprechen, und das Gespräch auf das Mädchen zu lenken; er geht ab, um sie aufzusuchen. — Die Theilnahme des Apothekers an der Unterhaltung würde störend sein; die Rolle des Spähers passt für ihn besser.

Sechster Gesang.

Klio.

Das Zeitalter.

In allgemeinen Umrissen schildert der Richter die schrecklichen Folgen der französischen Staatsumwälzung mehr nach ihrer allgemeinen menschlichen Seite, als nach ihrer welthistorischen Bedeutung. Wir sehen das Ungeheure nur in der Ferne, und die idyllische Ruhe wird dadurch nicht verletzt. Der edle Richter, der all' das Bitt're, die Freiheit auf das blutigste mißbrauchen gesehen hat, ruft verzweifelnd: „Spreche der Mensch doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!“ Ohne die Absicht der Freunde zu kennen, erzählt der Richter dem Pfarrer von jener heroischen That der hochherzigen Jungfrau. Goethe äußert sich in einem Briefe darüber also: „Ohne jenen heroischen, den Zeitumständen entsprungenen und gemäßen Zug würde der Charakter des außerordentlichen Mädchens in die Reihe des Gewöhnlichen herabsinken.“ W. v. Humboldt hingegen bezeichnet diese mit der weiblichen Natur nicht gut zu vereinbarende That der Jungfrau als einen Fehlgriff des Dichters. Wir wollen später darauf noch einmal zurückkommen.

Als der Geistliche das Lob des Mädchens vernommen und eben im Begriff war, nach ihrem gegenwärtigen Aufenthaltsorte zu fragen, da trat herbei der Apotheker behende und sagte, er habe nach der Beschreibung das Mädchen gefunden. Die erhabene Ge-

stalt und das anmuthige Wesen Dorotheen's aber scheinen auf den prosaischen Mann einen außerordentlich günstigen Eindruck nicht gemacht zu haben.

Als die Freunde sich umwandten, ward der Richter, den sie dorthin mitnehmen wollten, abgerufen von den Seinen. Die Freunde treten an die Lücke des Zaunes; sie kennen genau den alten Kattun und den blauen Kissenüberzug, den ihr Hermann im Bündel gebracht hat; Dorothea wickelt die Puppe. Diese echt weibliche That bildet einen schönen Gegensatz zu jener heroischen That! Treu ausharrend, finden sie die Jungfrau in einem Garten beschäftigt, aus dem von Hermann ihr übergebenen Kattun und Leinen Kinderzeug für den Säugling der fremden verlassenen Mutter anzufertigen.

„Diese sind deutliche Zeichen, auch treffen die übrigen alle!
Da versetzte der Pfarrer, mit Blicken die Sitzende prüfend:
Dass sie den Jüngling entzückt, fürwahr, es ist mir kein Wunder" ..

Der trockene, sprichwortreiche Apotheker aber mag dem Aeußern nicht trauen, denn der Schein trüge öfter:

„Eh' Du den Scheffel Salz mit dem neuen Bekannten verzehret ..
Lasset uns also zuerst bei guten Leuten uns umthun." ..

Sie wenden sich an den Richter, der die Straße wieder heraufkommt, und der kluge Pfarrer spricht zu ihm mit Vorsicht:

„Uns gefiel die Gestalt; sie scheint der Wackeren eine!
Saget uns, was Ihr wisst, wir fragen aus löblicher Absicht."

Der Richter tritt näher hinzu, blickt in den Garten und sagt, die hier sitzende Jungfrau sei dieselbe, welche

jene herrliche That verrichtet, sich und die Ihrigen beschützte. Ihr edler Charakter tritt aus der fortgesetzten Schilderung des Richters immer herrlicher hervor; ihren alten Verwandten pflegte die früh verwaiste Jungfrau bis zum Tode; auch mit stillem Gemüth hat sie die Schmerzen über des Bräutigams Tod ertragen, der, in edler Verwirrung, gegen die Revolution ankämpfend, nach Paris gegangen und einen schrecklichen Tod gefunden. Diese Vergangenheit verleiht Dorotheen einen rührenden Zug. Dadurch erscheint uns auch der Heroismus der Jungfrau natürlicher: sich und andere junge Mädchen gegen die brutale Gewalt eindringender Soldaten zu schützen, riss sie dem einen den Säbel von der Seite, hieb ihn nieder und verschloss und bewachte das einsame Gehöft. Eben durch diesen Zug tritt die jungfrauliche Reinheit des Mädchens, das seine Unschuld bis auf die Gefahr des Todes hin zu behaupten entschlossen ist, in das hellste Licht. Durch dieses Ereigniss wird die wüste Unruhe der Zeit, die Auflösung der bürgerlichen Bande, das Gerechtfertigte der Auswanderung und das Wünschenswerthe anschaulich gemacht, die herrliche Jungfrau als Gattin eines biedern Mannes vor solchen Unbilden geschützt zu sehen.*)

Bei der Verabschiedung vom Richter giebt diesem der Geistliche zur Vertheilung an die Armen ein Gold-

---

*) Vgl. Rosenkranz.

stück. Der Apotheker aber sagt, er habe kein Geld bei sich, zieht zierlich seinen Tabaksbeutel hervor, giebt dem Richter einige Pfeifen Tabak nnd lobt den Knaster. — Nun begeben sich die Freunde eilend zum harrenden Jünglinge. Der Prediger redet ihn also an:

„Heil Dir, junger Mann! Dein treues Auge, Dein treues
Herz hat richtig gewählt! Glück Dir und dem Weibe der Jugend!"

Sie fordern Hermann auf, mit ihnen zu fahren und um das Mädchen zu werben. Aber der Jüngling hörte die Worte, die himmlisch waren und tröstlich, ohne Zeichen der Freude. Während der Zeit des langen Harrens sind ihm allerlei Bedenken und Zweifel gekommen:

„Glaubt Ihr, wenn wir nur kommen, so werde das Mädchen uns folgen?
Glaubt Ihr, sie habe bisher ihr Herz verschlossen der Liebe?
Ach, da steh' ich vor ihr mit meinem Antrag beschämet!" —

Also wieder eine neue Collision! — Der Pfarrer wollte ihn beruhigen, allein der geschwätzige Apotheker unterbricht ihn und redet einer geschäftsmäßigen Brautwerbung durch einen Freiersmann das Wort; aber jetzt, meint er, freit Jeder für sich selber:

„Nehme denn Jeglicher auch den Korb mit eigenen Händen,
Freilich, so wären wir nicht vor Zeiten verlegen gewesen!" —

Hermann, im schönen Gegensatz zum Apotheker, sagt:

„Selber geh' ich und will mein Schicksal selber erfahren!
Soll ich sie auch zum letzten Mal seh'n, so will ich noch ein Mal

Diesem offenen Blick des schwarzen Auges begegnen;
Und so lasst mich allein!“ ...

Es steckt in diesem Gemüthe eine Kraft, die nur des weckenden Funkens bedurfte, um sich zu entfalten und sich in allen Lebensverhältnissen zu bewähren. Kein Vermittler soll zwischen dem Liebespaare stehen; Herzenssachen sollen nicht geschäftsmäßig betrieben werden. Die Freunde sollen nach Hause fahren, damit die Eltern erfahren, dass der Sohn sich nicht geirrt. Der Apotheker spielt bei der Abfahrt wieder die Rolle des Sonderlings:

„Aber Leib und Gebein ist nicht zum Besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt.“

Erst als der Geistliche bemerkt, dass er schon in Straßburg gewohnt gewesen, den Wagen zu lenken, steigt der Nachbar „halb getröstet“ ein, sitzt aber wie Einer, der sich zum weislichen Sprunge bereitet. —

Ohne Hermanns Bedenken würde dem Gedicht der ganze, jetzt folgende Liebeszauber fehlen. Auffallend erscheint es aber, dass der Prediger ihm nicht zur Beruhigung mitgetheilt, dass der Bräutigam Dorotheen's gestorben. Dass der geschwätzige Nachbar ihn daran verhindert, dürfte bei einer so wichtigen Angelegenheit für den gewissenhaften Geistlichen nicht ein stichhaltiger Grund sein. Die Freunde hatten vielleicht die Bemerkung des Richters überhört, oder der Geistliche schwieg deshalb, weil er wusste, dass Hermanns

Zweifel damit noch nicht verscheucht worden wäre; denn dieser hatte vorhin ja bemerkt, dass der Genügsamen die Welt gehöre, und sie werde vielleicht doch nicht folgen, obgleich er reich sei. Wie bescheiden denkt er hier von seinem Werth! — Die Worte: „ihn zu trösten, öffnete der Pfarrer den Mund schon,“ scheinen sich auf andere Trostgründe zu beziehen.

Siebenter Gesang.

Erato.

Dorothea.

Von jetzt ab erscheint das Liebespaar fast ausschließlich auf dem Schauplatz der Handlung. Und das Zusammkommen selbst ist sachlich so schön motivirt; Dorothea kommt an den Lindenbrunnen, um Trinkwasser zu holen, es haben die unvorsichtigen Menschen alles Wasser getrübt im Dorfe! Ihre Dienstfertigkeit bildet den Mittelpunkt des Gesanges. Beide sind verwundert über das Zusammentreffen.

„Und er ging ihr freudig entgegen; es gab ihm ihr Anblick
Muth und Kraft . . .
Da finde ich den Guten, der uns so Vieles gereicht hat;
Denn der Anblick des Gebers ist wie die Gaben erfreulich.“

Ohne Zeugen genießen sie die Freuden des Wiedersehens, sitzend auf dem Mäuerchen des Quells, von alten Linden umschattet. Eine genauere Beschreibung

dieser Oertlichkeit — welche jetzt störend wäre — hat uns der Dichter schon voraus gegeben.

„Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu und grüßten sich freundlich im Spiegel.
Lass mich trinken, sagte darauf der heitere Jüngling,
Und sie reicht' ihm den Krug." ...

Modernste Gegenwart und patriarchalischer Urzustand durchdringen sich in unserem Gedichte zu einem wunderbaren Ganzen. Die Verabredung des Dienstes versetzt uns in die Zeit des biblischen Alterthums. Der dem Jüngling am Brunnen gereichte Krug erinnert an die Dienstfertigkeit einer Rebecka. Späterhin erfahren wir, dass Dorothea sich mit der Hoffnung schmeichelt, sich Hermann zu verdienen, wenn sie würde des Hauses unentbehrliche Stütze. Biblisch: „Ich will dir sieben Jahre um Rahel dienen." — Auch im Ausdruck des Gedichtes ist eine gewisse Alterthümlichkeit, eine Hinneigung zur kindlichen Naivetät und volksthümlichen Einfachheit. Die Brunnenscene aber bezaubert unwiderstehlich unser Herz. Das Grüßen im Wasserspiegel aber geschah wahrscheinlich nicht absichtlich — Beide waren ja so zurückhaltend mit ihrer Liebe — sondern zufällig bei der durch das Schöpfen veranlaßten Bewegung des Wassers, wie wir später aus einer andern Stelle noch sehen werden.

Dorothea fragt ihn erstaunt, jedoch unbefangen:

„Sage, wie find' ich Dich hier, und ohne Wagen und Pferde?"

Jedoch ihr von Liebe zu sprechen, wagte er nicht; ihr Auge blickte nicht Liebe, aber hellen Verstand, und gebot verständig zu reden; auch schreckte der Ring an ihrer Hand ihn zurück:

„Deinetwegen kam ich hierher! was soll ich's verbergen?
Lange wünschte die Mutter fürwahr sich ein Mädchen im Hause —
An der Tochter Statt, der, leider! frühe Verlornen.
— — Verzeih mir die stotternde Rede." —

Dorothea ist ein Mädchen, auf das die äußere Stellung keinen Einfluss hat, weil sie sich bewusst ist, jede Stellung durch hingebende Treue zu adeln; kurz und schnell ist sie gefasst:

„Ja, ich gehe mit Euch und folge dem Rufe des Schicksals!" —

Die Schüchternheit des Jünglings hält sie wohl zurück, seine Freundlichkeit schon jetzt aus einem tieferen Grunde herzuleiten; sie mag sich nicht vorschnell Hoffnungen hingeben, welche ihr bittere Täuschungen verursachen könnten. Sie hoffte jedoch, ihn sich zu verdienen, wenn sie des Hauses unentbehrliche Stütze würde. Nun bittet sie den Hermann, mit ihr in's Dorf zu gehen:

„Kommt, Ihr müsset sie sehen und mich von ihnen empfangen."

— — —

Aber es schien ihm das Beste zu sein, in dem Wahn sie zu lassen,
In sein Haus sie zu führen; zu werben um Liebe nur dort erst.
Ach! und den gold'nen Ring erblickt er am Finger des Mädchens!..
Und so ließ er sie sprechen, und horchte fleißig den Worten.
Lasst uns, fuhr sie nun fort, zurücke kehren...

Also standen sie auf, und schauten beide noch einmal
In den Brunnen zurück, und süßes Verlangen ergriff sie.

Jenes offenbar durch den Zufall herbeigeführte Zunicken wiederholen sie aber nicht.*)

Der plastischen Bestimmtheit der Gestalten, der außerordentlichen Anschaulichkeit jeder Bewegung und Handlung, der lichtvollen Klarheit dieser ganzen Scene muss sich jeder Leser sogleich bewusst werden. Welches sind aber die eigentlich productiven Striche in dem kleinen Gemälde? In welchen Worten liegt der geheime Zauber, der unsere Phantasie zu so lichten Bildern entzündet? Erstens müssen wir die trauliche Enge der tieferen Brunnenumgebung, zu welcher Dorothea „die breiten Stufen hinunter mit dem Begleiter gelangt," als einen günstigen Umstand in Anschlag bringen. Dadurch erhält die Gruppe eine feste Begrenzung, und die Phantasie concentrirt sich mit ihrer Thätigkeit auf einen kleineren Raum. Dann wird durch das Niederlassen auf das Einfassungsmäuerchen der gestaltenschaffenden Einbildungskraft wieder ein Haltpunkt geboten. Ferner kommt ihr das Symmetrische in Gruppirung und Handlung zu Statten; beide setzen sich nieder, beide fassen einen Krug, beugen sich über und schöpfen aus dem Brunnen. Von ganz eigenthümlicher Wirksamkeit ist das Spiegelbild, welches die

---

*) Cholevius.

Gestalt von der Person gleichsam lostrennt und abgesondert zur Beschauung hinstellt; und was die Wirkung noch erhöht, ist der Umstand, dass das Spiegelbild in einfacher Umgebung erscheint, in der Bläue des Himmels. Warum ergreift unser inneres Auge so bestimmt das Bild eines Schiffes auf dem Meere, eines Kahnes auf dem See, eines Karavanenzuges in der leeren, öden Sandwüste, der Schiffbruchtrümmer auf dem einsamen, sandigen Ufer, der Blumen auf der einfarbig grünen Wiesenfläche, und jede meteorische Erscheinung auf dem einfachen Grunde des blauen Himmels? Warum anders, als weil sie in einfacher Umgebung sich zeigen?*)

Als Dorothea beide Krüge nahm und Hermann einen derselben tragen wollte, sagte sie:

„Und der Herr, der künftig befiehlt, er soll mir nicht dienen;
Seht mich so ernst nicht an, als wäre mein Schicksal bedenklich!"

Durch ihr klares Bewusstsein über die wahre Bestimmung des Weibes erscheint uns Dorothea in dem günstigsten Lichte:

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib, nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andere.

*) Vgl. Viehoff.

Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, dass kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Dass ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Dass sie sich ganz vergisst und leben mag nur in Andern!"

Zu gleicher Zeit mit dem Paare trat der Richter in die Scheune ein, wo die Kranke lag, und brachte zwei in der Verwirrung verloren gegangene Kinder zurück. — Rührend ist die Abschiedsscene. Dorothea sagt, dass der Jüngling um sie geworben, und setzt hinzu, sie schlage es nicht aus; denn überall diene das Mädchen; ungern verlasse sie zwar ihre Lieben, denen sie mehr aus Liebe, als um der Verwandtschaft willen gedient, doch Jeder sei diesmal dem Andern mehr zur Last als zum Troste. Die Auswanderer, und namentlich die kranke Mutter, befinden sich nicht mehr in so gefährlicher Lage; „sie freuen sich alle der Rettung." Dorothea verlässt sie also nicht lieblos,

„Küsste die weinende Frau und vernahm des Segens Gelispel."

Der ehrwürdige Richter sagt:

— — Ihr habt ein Mädchen erwählet,
Euch zu dienen im Haus und Euren Eltern, das brav ist. —
Alle vernahmen des Mädchens Entschluss und segneten Hermann
Mit bedeutenden Blicken und mit besondern Gedanken.
Hermann fasste sie darauf bei der Hand an und sagte:
Lasst uns gehen; es neigt sich der Tag und fern ist das Städtchen.
Lebhaft gesprächig umarmten darauf Dorotheen die Weiber.
Hermann zog sie hinweg, noch viele Grüße befahl sie. —

Wo gäbe es Etwas, das an rührendem Eindruck diesen Abschied überböte, der doch zugleich in seiner reinen Sachlichkeit von aller falschen und weichlichen Rührung so frei ist! Und wie glücklich ist der Schluß des Abschiedes: die Kinder, die mit Schreien und entsetzlichem Weinen die zweite Mutter nicht verlassen wollen, werden glücklich von ihr losgelöst, indem ein und die andere der Weiber die Erinnerung an den Storch geltend macht, jenen uralt germanischen Schutzgeist ehelichen Segens!*)

„Stille, Kinder! sie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrotes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbei trug;
Und ihr sehet sie bald mit den schön vergoldeten Düten.
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern!"

Wer sollte nicht dieser edlen Dulderin, die, obdachslos, vom Sturm der Auswanderer mit fortgerissen, ihre edle Weiblichkeit bewahrend, bei allen Beschwerden nicht klagend, — wer sollte ihr nicht ein besseres Schicksal von Herzen gönnen? Nicht genug zu bewundern ist die Weisheit des Dichters, gerade das Weib zum Träger der revolutionären Erschütterung zu machen. Der Mann wird auch in ruhigen Zeiten vom Geschick umhergeschleudert, oder wirft sich selbst in die Wogen der Zeit; bei ihm bedarf es also keiner

*) Vgl. Hiecke.

Revolution, ihn aus der Heimath zu verschlagen. Aber das Weib in seinem gebundenen Wirken, das im kleinen, beschränkten Kreise die Menschheit pflegen soll, kann nur durch eine Zerstörung aller Lebensverhältnisse so umhergeschleudert werden, wie Dorothea, der in ihrer gesunden Natürlichkeit und klaren Verständigkeit jeder Zug abenteuerlicher Romantik fehlt. Dadurch allein, dass ein ruhiges Mädchen aus dem natürlichen Kreise der Familie hinausgedrängt, allein, obdachlos, allen Gefahren brutaler Rohheit preisgegeben wird, kann das Ungeheure der Katastrophe, die Staat und Gesellschaft zertrümmerte, zur lebendigen Anschauung gebracht werden. Dorothea geht siegreich aus der Gefahr hervor; gerade in dem Sturme entfaltet und bewährt sich ihre edle Weiblichkeit. Die Demuth dieser selbstgewissen und kräftigen Natur, die doch nicht niedrige Unterwürfigkeit wird, ist rührend. Sie ehrt das Walten des Schicksals und fügt sich seinen Beschlüssen; sie bewahrt überall die Würde einer reinen Natur, die gebeugt, aber nicht erniedrigt werden kann, die jedes Verhältniß durch den Adel ihres eigenen Wesens erhöht.

Achter Gesang.

Melpomene.

Hermann und Dorothea.

An die Stelle des unmittelbar vorhergehenden mannigfach und laut sich regenden Lebens tritt ein

Bild voll ruhiger Größe, entsprechend der innern Größe der nahenden Entscheidung.

Die Liebenden gehen nach der Stadt. Kein Liebesgeständniss, keine romantischen Herzensergießungen! Hermann spricht von den gewitterdrohenden Wolken: Möge das Wetter uns nicht Schlossen bringen; schön ist die Ernte! Dorothea, an ihren Dienst im Hause mit voller Hingabe denkend, fragt mit völliger Unbefangenheit: „Wie gewinn ich Vater und Mutter? Kennt Jemand den Herrn, 'so kann er ihm leichter genug thun." — Offen, aber mit zarter Kindesliebe, schildert der Sohn ihr die Eigenheiten seines Vaters: „Dieser liebet den Schein auch; einige Zierde verlangt der Vater." Indem Hermann von dem Vater etwas Nachtheiliges zu sagen glaubt, erklärt er eigentlich nur, dass ihm selbst ein Vorzug fehlt. Hermann hatte die äußern Zeichen zu sehr gespart und nach seiner spröden Natur den Vater nicht genug merken lassen, dass er wirklich eine kindliche Gesinnung gegen ihn hegte. Wenn er ihr, der Fremden, den Charakter des Vaters enthülle, so möge sie ihn nicht für kalt und gefühllos halten; zum ersten Male verlasse ein solches Wort seine Zunge:

„Aber Du lockst mir hervor aus der Brust ein jedes Vertrauen!" —

Dorothea entgegnet ihm hierauf, sie hoffe die Eltern zufrieden zu stellen, und fragt ihn, wie sie ihm,

dem einzigen Sohne, begegnen soll. Die Dreistigkeit der Worte zeigt von der Unschuld ihrer Gedanken.

„Also sprach sie und eben gelangten sie unter den Birnbaum.“

Es ist dies derselbe Baum, unter welchem Hermann vor wenigen Stunden saß und weinte ...

Nacht war's, herrlich glänzte der Vollmond auf das stille Liebesglück herab; doch war der Himmel, gleich ihrem Liebeshimmel, nicht frei von drohenden Wolken. Hermann beantwortet die letzte Frage Dorotheen's, ihre Hand ergreifeud:

„Lass Dein Herz Dir es sagen und folg' ihm frei nur in Allem!“

Der vertrauliche Ton deutet auf das Gefühl eines Einverständnisses ihrer Herzen hin. Sie werden jedoch beide durch ihr Benehmen an einander irre. Hermann's Schüchternheit lässt es nicht zu einem Geständnisse seiner Liebe kommen.

Aber er fürchtete ein Nein zu ereilen, und wagte kein weiteres Wort. Ach, und er fühlte den Ring an ihrer Hand! — Mit welcher mädchenhaften Schüchternheit sucht Hermann seine Liebe der Ersehnten mehr zu verheimlichen, als anzudeuten! Diese Unschuld und Demuth ist einer der lieblichsten Züge in dem Wesen des trefflichen Jünglings, und mit männlicher Kraft nicht nur vereinbar, sondern der rechte Gipfel derselben.

„Aber das Mädchen begann und sagte: Wie find' ich des Mondes
Herrlichen Schein so süß!" ...

Dorothea bringt mit der ihr und ihrem Geschlechte eigenthümlichen Leichtigkeit das Gespräch, das eine Weile gestockt hatte, wieder in Fluss, indem sie den hellen Mondschein preist! Sie thut dies aber nicht in gefühlsvoller Schwärmerei; sein Glanz erfreut sie, weil er ihr die Häuser des Ortes zeigt, wo sie ein Obdach finden soll; und als sie eines Fensters am Giebel gedenkt, dessen Scheiben sie zu zählen vermöchte, da entgegnete Hermaun:

„Und dies Fenster dort ist meines Zimmers im Dache,
Das vielleicht das Deine nun wird;"

(er fürchtet, sich schon verrathen zu haben und setzt hinzu:)

„wir verändern im Hause! —
Und sie waren zum Weinberg gelangt, und traten in's Dunkel.
Und so leitet er sie die vielen Platten hinunter ...
Und mit schwankenden Lichtern, durch's Laub, überblickte der Mond sie,
Eh' er, von Wetterwolken umhüllt, im Dunkeln das Paar ließ."

Aber Dorothea, unkundig des Steigs und der roheren Stufen, fehlte tretend, der Fuß knackte, sie drohte zu fallen; sie sank ihm leis' auf die Schulter. Starr wie ein Marmorbild stand er, vom Willen gebändigt,

„Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes." —

Nicht die Furcht, ein Nein zu ereilen, die sitt-

liche Scheu hindert Hermann jetzt, den Zufall, der ihn abermals zu dem Bekenntnisse seiner Liebe auffordert, zu missbrauchen, und Dorothea wird, bei diesen Beweisen des Zartgefühls und der Selbstbeherrschung, sich der Wahrnehmung gefreut haben, dass er des größten Vertrauens werth war,

„Welches irgend ein Weib nur je zu dem Manne gehegt hat.“ *)

Ihren Schmerz verhehlend, sagt Dorothea scherzend:

„Lass uns ein wenig verweilen, damit Dich die Eltern nicht tadeln
Wegen der hinkenden Magd, und ein schlechter Wirth Du erscheinest.“

Das Eintreten des Paares hat der Dichter durch die Fußverrenkung Dorothea's hingehalten, gleichsam um Zeit zu gewinnen, den Leser in dem Kreise, den wir auf längere Zeit verlassen haben, erst wieder heimisch werden zu lassen.**)

Neunter Gesang.

Urania.

Aussicht.

Er führt uns zu den übrigen Personen wieder zurück. Ungeduldig harren die Eltern der Ankunft des Paares. So weit es möglich, lässt der Dichter auch hier die Personen statt seiner sprechen, wodurch unser Interesse bedeutend erhöht wird. Die Mutter

*) Vgl. Cholevius.
**) Vgl. Gude.

tadelt die Freunde, dass sie sich so bald vom Jüngling gewandt, ohne das Mädchen zu sprechen, ohne zu werben für ihn. Das nahe Gewitter, das schnelle Verdunkeln des Mondes, der Nächte Gefahren machte sie höchst besorgt. Der Apotheker, im Gegensatz zu seiner sonstigen Gesprächigkeit, ist gelassen. Er erzählt, wie der Vater ihm in der Jugend durch die drohende Vorhaltung eines Sarges zur philosophischen Ruhe verholfen. Der Geistliche erklärt sich gegen dieses unpädagogische Zuchtmittel.

„Aber die Thür ging auf; es zeigte das herrliche Paar sich," ...

doppelt herrlich in der Fülle und Kraft des Lebens nach den düstern Gedanken an den Tod.

Es schien die Thür zu klein, die hohen Gestalten einzulassen. Die Eltern sind erstaunt über die glückliche Wahl. Auf eine seltsame Art stellt der verlegene Sohn den Eltern Dorothea vor:

„Hier ist, sagt er, ein Mädchen, so wie Ihr im Hause sie wünschet" ..

Wäre es ihm eingefallen, sie zuerst in ein anderes Zimmer zu führen, um sich, ohne durch ihre Gegenwart beengt zu sein, den Eltern und den Freunden anzuvertrauen, so würde er der Geliebten viel Verdruss und Kummer gespart haben. Die Angst beraubte ihn jedoch aller Besonnenheit; er ist in der größten Unruhe, weil es Dorotheen schon beleidigen könnte, dass er sie getäuscht hat. — Heimlich gesteht er dem Pfarrer, er habe das Mädchen nicht als Braut ge-

worden, und bitte ihn, ihm aus seiner Besorgniss zu helfen, schnell den Knoten zu lösen, vor dessen Entwicklung ihm schaudert. Als der Geistliche eben im Begriff ist, dies zu thun, sich schon zur Gesellschaft gewendet hatte, wird durch einen harmlosen Scherz die Seele des Mädchens getrübt. Der Vater begrüßt Dorothea als Braut;

„Hermann hörte die Worte nur flüchtig; ihm bebten die Glieder."

Der Irrthum wird aber vom Pfarrer nicht aufgeklärt, indem Dorothea durch die tiefe Kränkung, die sie erfahren zu haben meinte, aus der Fassung gebracht, in einem gereizten Tone sich gegen den Vater wendet. Ihr sonst so ruhiges Benehmen erscheint hier in auffallender Weise verändert. Sie hegt eine stille Neigung zu Hermann und fürchtet nun, der reiche Vater werde nie in ihre Heirath mit Hermann willigen. Der vermeintliche Spott verwundet ihr Herz aufs Tiefste.

„Aber ich kenne mich wohl und fühle das ganze Verhältniss!
Ist es edel, mich gleich mit solchem Spotte zu treffen?" —

„Der edle, verständige, treffliche Pfarrherr" scheint jetzt auch aus seiner Rolle zu fallen, indem er die Verwirrung nicht löst, sondern das Betragen Dorotheas tadelt. Späterhin erfahren wir, dass er die löbliche Absicht gehabt, das Gemüth des bewegten Mädchens zu prüfen. Er findet sie nicht geschickt zum

Dienste, da schon die Scherze des Vaters sie so tief treffen, und doch Nichts gewöhnlicher ist,

„Als ein Mädchen zu plagen, dass wohl ihr ein Jüngling gefalle."

Nun bekennt Dorothea weinend den eigentlichen Grund ihrer Aufregung:

„Sondern weil mir fürwahr im Herzen die Neigung sich regte
Gegen den Jüngling, der heute mir als ein Erretter erschienen."

Tiefer noch, als durch den Scherz des Vaters, wurde Dorothea dadurch verletzt, dass der Geistliche ihre Empfindung einem sehr unzeitigen Hochmuthe zuschrieb. Wie Viele würden, selbst wenn sie das ungastliche Haus sofort verließen, sich gescheut haben, solch ein Geheimniss zu verrathen. Ehe ein solches Wort über ihre Lippen käme, hätten sie zu dem Uebrigen, was ihnen das Schicksal auferlegt, in stillem Leidenstrotze auch den Vorwurf des Hochmuthes schweigend hingenommen. Dorothea entscheidet sich für das Schwerere, weil es das Edlere ist. Sie mag lieber einer Unklugheit schuldig erscheinen, die nur ihr eigener Schade ist, als ihre Gesinnung tadeln lassen, und giebt uns ein herrliches Beispiel von echter Heldengröße des Weibes. Fleckenlos muss ihr Ruf sein, wie ihr Herz, und ehe sie sich der Gefahr aussetzt, dass man gering von ihr denkt, enthüllt sie die Wahrheit, so viel Opfer das auch kostet:*)

*) Vgl. Cholevius.

„Aber, ach! nun seh' ich zuerst die Gefahren, in die ich
Mich begab, so nah' dem still Geliebten zu wohnen.
Glücklich bin ich gewarnt, und glücklich löst das Geheimniss
Von dem Busen sich los, jetzt, da noch das Uebel ist heilbar." —

Mit edler Entsagung ist sie nun fest entschlossen, trotz des Unwetters sofort umzukehren:

„Lebet wohl! ich bleibe nicht länger; es ist nun geschehen!" ...

Der Dichter hat die Natur in einzelnen Zügen mit außerordentlicher Kunst mitspielen lassen. Ihr Parallelismus begleitet die Handlung mit sympathetischer Symbolik. Wie schön ist der Moment, als die Liebenden am Brunnen ihr eigen Bild aus dem Spiegel des Wassers sich zurückgegeben erblicken! Wie erhaben wachsen die Gestalten der Liebenden, als sie der Stadt zuschreiten und die Sonne mit ihrem Scheidestrahle die Schatten über die Kornfelder und Weinäcker hin verlängert! Wie wird durch den draußen strömenden Regen die Selbstständigkeit Dorotheas gehoben, welche durch ihn sich nicht abhalten lässt, die Gastlichkeit des Hauses mit der finstern Nacht, mit der unwirthlichen Landstraße zu vertauschen, um sich in ihrer Freiheit und Ehrenhaftigkeit zu erhalten.*)

Als aber Dorothea fort will, ergreift die gute, verständige Mutter das Mädchen mit beiden Armen:

„Nein, ich lasse dich nicht, du bist mir des Sohnes Verlobte!" —

---

*) Vgl. Rosenkranz.

Aber der Vater stand mit Widerwillen dagegen:

„Also das ist mir zuletzt für die höchste Nachsicht geworden!“ —

Es ist ihm lästig, dies wunderliche Treiben noch länger mit anzuschauen; er sieht sich für all' seine Nachgiebigkeit nur mit Undank belohnt und sagt unwillig: „Vollendet es selbst, ich gehe zu Bette.“ Der Sohn hält ihn flehend zurück mit den Worten:

„Vater, eilet nur nicht und zürnet nicht über das Mädchen!
Ich nur habe die Schuld von aller Verwirrung zu tragen,
Die unerwartet der Freund noch durch Verstellung vermehrt hat.“

Hermann bittet nun den Geistlichen, nicht länger Angst und Verdruss zu häufen; er würde ihn sonst in Zukunft so hoch nicht verehren, wenn er nur Schadenfreude statt herrlicher Weisheit übe. Lächelnd versetzte der Pfarrer:

„Welche Klugheit hätte denn wohl das schöne Bekenntniss
Dieser Guten entlockt und uns enthüllt ihr Gemüthe?
Ist nicht die Sorge sogleich dir zur Wonn' und Freude geworden?
Rede darum nur selbst, was bedarf es fremder Erklärung?!“

Nun folgt das schöne Liebesbekenntniss Hermanns; er gesteht, dass er an den Brunnen gekommen, um ihre Liebe zu werben, aber sein schüchterner Blick konnte die Neigung ihres Herzens nicht sehen, nur Freundlichkeit sah er im Auge. Sie in's Haus zu führen, war schon die Hälfte seines Glückes:

„Aber nun vollendest Du mir's! O sei mir gesegnet! —
Und es schaute das Mädchen mit tiefer Rührung zum Jüngling

Und vermied nicht Umarmung und Kuss, den Gipfel der Freude.
Und den Uebrigen hatte der Pfarrer Alles erkläret." —

Dorothea, vor dem Vater sich herzlich mit Anmuth neigend, küsst ihm die Hand und bittet um Verzeihung. Der erste Verdruss, an dem die Verworrene schuld war, sei auch der letzte:

„Und lasset nur mich in's Glück, das neu mir vergönnte, mich finden."

Dorothea ist eben so zart wie streng;

„O, vergebt mir jenes Gefühl, vergebt mir auch dieses!
Erst die Thränen des Schmerzes und nun die Thränen der Freude!" —

Tief bewegt, umarmt sie der Vater, die Thränen verbergend; traulich küsset die Mutter ihre liebe Schwiegertochter. — Mit dem Willen der Eltern und mit dem Zeugniss des Freundes vollzieht der „edle, verständige, treffliche Pfarrherr" die feierliche Verlobung des Paares,

„Fest ein Band zu knüpfen, das völlig gleiche dem alten."

In diesen Worten ist ein Hinweis auf die glückliche Ehe der Eltern. Die Erreichung des Zieles ist namentlich der Einsicht des Geistlichen zuzuschreiben, welcher die reine, edle Menschlichkeit vertritt und die höhere Ansicht des Lebens geltend macht; der sich nicht von der Natur und der Welt zurückzieht, sondern im Leben gerade den Finger der Vorsehung erkennt und überall den Funken des Höheren und Edleren anfacht. Es zeigt sich in ihm ein psychologischer Feinblick, eine

Tiefe und ein Umfang der Intelligenz, wie sie nur dem reifen Zöglinge der Cultur eigen sein können.

Bei dem Verlobungsacte neigte sich auch mit Segenswünschen der Nachbar. Ihn selbst aber, den Apotheker, lässt der Dichter jetzt nicht mehr sprechen, weil der trockene, pedantische und beschränkte Philister uns in diesem feierlichen Augenblick stören würde. „Der gesprächige und vorsichtige Nachbar“ hat indess zur Entwicklung des Ganzen viel beigetragen, so dass wir ihm nicht gram sein können. Obgleich ihm das Wesen der rechten Menschenliebe fehlt, so haben wir doch seine Gutmüthigkeit und Gefälligkeit schätzen lernen. Zu seiner Genugthuung ist er Zeuge der Verlobung.*)

Mit einer Schilderung der welthistorischen Begebenheit, die der Dichtung zu Grunde liegt, schließt dieselbe auch. Als der Geistliche den Ring an die Hand des Mädchens steckt, bemerkt er, dass Dorothea einen Ring trägt, und dies veranlasst ihn zu dem Scherze:

— „Dass nicht der erste
Bräutigam bei dem Altar sich zeige mit hinderndem Einspruch!“

Wir wissen aus dem Munde des Richters, dass der frühere Geliebte Dorotheen's in Folge edler Verirrung nach Paris gegangen und als ein Opfer der Freiheit gefallen. Der Prediger scheint sich jener

*) Vgl. Gude.

Mittheilung des Richters nicht zu erinnern; wahrscheinlich hat er die Worte nicht recht vernommen, sonst würde dieser Scherz ein Zeichen von Gefühlsmangel sein. — Mit ergreifenden Worten schildert Dorothea jenes Zerfallen der sittlichen Ordnung. Scheidend rief ihr der erste Geliebte zu:

„Du bewahrst mir Dein Herz . . .
Locket neue Wohnung Dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dann Dir das Schicksal bereitet.“ ..

Mit tiefer Bewegung gedenkt sie seines Abschiedes und bittet Hermann um Verzeihung, dass sie, ihn fest am Arme haltend, bebe:

— „So scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken. —
Also sprach sie und steckte die Ringe neben einander.“

In der That hört sie nicht auf, dem Verstorbenen anzugehören, indem sie dem Lebenden angehört. Der Verstorbene gehört dem Bunde auch an, Hermann ist wie zu einem geistigen Bruder des erhabenen Jünglings herangereift; ein Bruder durch sittliche Ebenbürtigkeit bei wesentlicher Verschiedenheit der Natur!*)

Im Gegensatz zu jenem französischen Jüngling, der sich mit heldenmüthigem Enthusiasmus bei edler Verirrung in den Tod stürzte, erscheint die ruhige Besonnenheit des deutschen Jünglings, der auch ein

*) Hiecke.

patriotisches Herz hat, aber eine einsichtsvolle Mäßigung besitzt; nur eine einmüthige und wohl durchdachte Erhebung könne die Segnungen des Friedens herbeiführen:

„Desto fester sei, bei der allgemeinen Erschütt'rung,
Dorothea, der Bund! Wir wollen halten und dauern . . .
Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
— Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch Dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O, so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen.
Und gedächte Jeder, wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns Alle des Friedens!“

An dem Ernste seines Entschlusses können wir bei der ruhigen Gediegenheit des Jünglings, dem jede Phrase verhasst ist, nicht zweifeln. — Die Liebe ist die Schöpfermacht, die auf dem Graus der Ruinen doch mit frischem Vertrauen ein junges Leben wieder emporgrünen lässt. Hermann und Dorothea ergänzen sich gegenseitig. Beide zusammen können es wagen, trotz der Revolution, welche die Auswanderer am Städtchen vorbeischwemmt, sich eine gemeinsame Zukunft zu begründen. In so gefahrvoller Zeit bedarf der Mann einer so entschlossenen Gehilfin, die selber Hand anzulegen und im Nothfall nach eigener Entschließung auch ein Aeußerstes zu wagen versteht. Ein Mädchen von

der tüchtigsten Bravheit, von der eigensuchtreinsten Herzensgüte, das nicht sowohl durch Lernen und Studium, als durch reiche Lebenserfahrungen der Früchte der Kultur theilhaftig geworden, ohne die ursprüngliche Kraft und Selbstständigkeit des Gemüthes einzubüßen, ein mit moderner Feinheit der Empfindung begabtes Wesen, das zugleich eine antike Einfalt zu bewahren gewusst, ein Gemüth, das einen reichen Schatz tiefer Gefühle im Busen hegt und doch jeden Augenblick in der äußerlichen Wirklichkeit, mag sie auch noch so alltäglich sein, zu leben bereit ist, ein Herz, das jedem Unglück entschlossenen Muth entgegen setzt und jedes Glück mit rascher Besonnenheit und herzlicher Dankbarkeit ergreift — welcher andere weibliche Charakter hätte auf ein Gemüth, wie Hermann, einen gleich tiefen Eindruck machen und ihm, zumal in seinen Lebensverhältnissen, in seiner Zeit, ein gleich festes Glück verbürgen können? Man denke sich, die feinen und zarten Elemente in Dorotheens Charakter hätten das Uebergewicht über die festen und starken, eine andere Erziehung hätte ihr eine reichere Ader von Sentimentalität gegeben, ihre früheren Lebensverhältnisse hätten sie weniger an rüstige Thätigkeit, an ein rasches, besonnenes Angreifen gewöhnt, mit wie vielen Bedenken würden wir am Ende die Liebenden ihren Bund schließen sehen?*)

---

*) Vgl. Viehoff.

Seine nothwendige Ergänzung findet Hermann in Dorothea. Hermann ist eine tief innerliche Natur, still und zurückgezogen. Die Unzufriedenheit des Vaters hatte ihn noch mehr in sich zurückgescheucht. Jetzt steht er, wenn auch nicht als Held, so doch als Mann vor unsern Augen, voll Muth und Entschlossenheit, tüchtig, redlich und liebenswürdig, geschaffen für das Familienglück. Hermann konnte sich bei der einseitigen, abstumpfenden Haus- und Feldarbeit, abgeschlossen von allem Verkehr mit der Außenwelt, nicht zur selbstständigen Männlichkeit entwickeln; Dorothea dagegen drohte eine Amazone zu werden und die echte Weiblichkeit in der „Sturm- und Drangperiode" — so können wir jene Zeit wohl auch nennen — einzubüßen. Hermann — ein in der deutschen Geschichte bedeutungsvoller Name — ist im Grunde der deutsche Charakter, der mühsam und schwerfällig, weil er aus der Tiefe schöpft, in Gewandtheit der äußeren Formen, mit dem der Franzosen nicht wetteifern kann; der lange gebunden in sich ruht, und, weil er einen tieferen Inhalt zu verarbeiten und zur Darstellung zu bringen hat, auch später und in langsamer Entwickelung die Früchte zeitigt. Die ganze Deutsche Geschichte lehrt, dass der Deutsche später und schwerer als die andern Völker von einer neuen Idee erfasst wird: ihr lange hartnäckigen Widerstand leistet; aber wenn er sie aufgenommen hat, auch mit dem äußern Schein, wie die

romanischen Völker, sich nicht begnügt, sondern sie mit jener festen Zähigkeit, mit jener beharrlichen Ausdauer sich aneignet und durchführt, die erst der Idee dauernden Sieg verbürgen. So erscheint der Charakter Hermanns symbolisch als Typus des deutschen Charakters. Die Einseitigkeit der Individualität bedarf aber der Ergänzung, um die getrennten Seiten des menschlichen Wesens zu möglichster Vollständigkeit zu entwickeln, und der Gefahr erstarrter und verknöcherter Beschränktheit zu entgehen. Den Charakter Hermanns bedroht das Pfahlbürgerthum, das egoistisch sich zwischen seinen vier Pfählen abschließt und keine andere Welt kennt, als die sich bis an die Thore des Städtchens erstreckt. Seine nothwendige Ergänzung findet Hermann in Dorothea. Wenn bei Hermann der Charakter symbolisch ist, so ist es bei Dorothea das Schicksal; durch sie wird nach des Dichters eigenen Worten das große Weltschicksal symbolisch eingeflochten. „Dorothea, diese Perle, die die Welle der Revolution an das ruhige Ufer geworfen, repräsentirt die Bewegung, den Sturm der Zeit.“ Ihr Geschick spiegelt die wilde Verstörung, die den Besitzer aus dem alten Besitz herausschleudert.

Der Gegensatz zwischen dem wirklichen Pfahlbürger und Philister, dem die kleinen Verhältnisse Herz und Geist verschrumpft und den Blick auf sein eignes Wohl und Wehe beschränkt haben, und dem Bürger, der bescheiden den ihm angewiesenen Kreis ausfüllt,

weil er überall menschlich wirken kann und das Größte im Kleinsten sieht, tritt im Apotheker und Hermann anschaulich hervor. Die Noth der Zeit, die den Egoisten nur an sich denken, für sein eignes Geschick fürchten läſſt, treibt den edlen Menschen aus der Abgeschlossenheit heraus, drängt ihn in die Welt, wo er für Andere wirken soll.*)

In der Gattin des Gastwirthes hat uns der Dichter ein so reizendes Bild schöner Mütterlichkeit gegeben, daſſ wir ihm kaum ein gleiches zur Seite zu stellen wüſſten. Wie das in seiner Art ebenfalls vortreffliche Miniaturbild in Schillers Glocke, stellt es nicht einmal die Mutter in heftig leidenschaftlichen Gemüthsverfassungen dar, nicht etwa wie sie mit aufopferungsreicher Sorgfalt und Angst für die Erhaltung des kranken Säuglings wacht und wirkt und betet, nicht wie sie in rührenden Tönen um ein entrissenes Kind klagt; es sind nur mäßig bewegte Seelenzustände, worin sie uns vorgeführt wird, und sonst erscheint sie nur als überall wachsame, überall geschäftige Hausfrau, als liebevolle Gattin, kurz in den einfachsten und natürlichsten Formen, von denen man nicht denken sollte, daſſ sie der dichterischen Einbildungskraft eine hervorstechend interessante Seite bieten könnten; und dennoch fühlt sich jeder Leser von unverbildetem Ge-

*) Vgl. Schweiger.

schmack durch dieses einfache Gemälde aufs Innigste angesprochen, ja entzückt. Das Verhältniss zwischen ihr und Hermann, zwischen dem zum Manne herangereiften Sohne und der Mutter, die nun seine Liebe mit einer andern theilen soll, hat Göthe mit unerreichbarer Zartheit dargestellt.*)

Die Personen, welche die Träger der Handlung sind, haben sämmtlich Sinn für die höhere Auffassung des Lebens. Alle Gestalten erheben uns auf den Gipfel der reinsten Menschlichkeit, während sie doch nur ganz gewöhnliche Menschen zu sein scheinen und ihre Sprache sogar oft ganz in den geläufigsten Ton alltäglicher Conversation herunterzugehen das Aussehen hat. Die Figuren sind alle in großen Raphaelschen Umrissen herrlich gezeichnet; es sind Figuren in Marmor gehauen. Wie in einer vollkommen ausgearbeiteten Bildsäule Nichts mehr bloßer Stoff ist, wie auch der kleinste Raum, über den der Finger hinweggleitet, seine eigne Form und seine eigne Bewegung hat, so ist auch in unserer herrlichen Dichtung Alles bestimmt, und jede Bestimmung erzeugt immer von selbst wieder die folgende.

Die Personen sind aus dem Leben gegriffen und nach dem Leben dargestellt. Zugleich hat aber jeder Charakter seine bestimmten Grundzüge, die im Ver-

*) Vgl. Viehoff.

hältniss zu einander und zu den Umständen mit durchdachter Consequenz entwickelt sind; in dieser Einheit, Vollständigkeit und Wahrheit liegt ihre ästhetische Idealität. Sie sind ferner nach ihrem Stande, ihren Sitten, ihren Lebensumständen naive Menschen, aber ihr Geistesleben ist bei aller Einfachheit von einem so verständigen Sinne, von einer so gemüthvollen Herzlichkeit erfüllt, dass wir mit ihnen in eine höhere sittliche Welt eintreten, und darin liegt ihre ethische Idealität. Das ist die rechte Verschmelzung des Ideals und der Natur; auf ihr beruht die unvergängliche Schönheit des Gedichts.*)

Darum ist auch Hermann und Dorothea dasjenige Gedicht Göthe's, dem sich vorzugsweise die Liebe des deutschen Volkes zugewendet hat, und gewiss spricht sich in keiner andern Schöpfung der Göthe'schen Muse so unmittelbar nationaler Gehalt und deutsches Gemüth, Wesen und Sitte aus; gewiss schaut das deutsche Volk in keiner andern Dichtung so tief und innig sein eigenstes Wesen aufgefasst und klar zurückgespiegelt.

Eine Losung kann und soll diese herrliche Dichtung immerdar sein zu frischer und geordneter Thätigkeit bürgerlicher Kräfte auf Grund deutscher Liebe, deutscher Familiensittlichkeit, und eine Losung zu echter Vaterlandsliebe, die, wenn es sein muss, sich thatkräftig bewähre in heiligen Schlachten.

*) Vgl. Cholevius.

Dies herrliche Gedicht gemahnt uns — sagt Hiecke — wie ein moralischer Adelsbrief für den deutschen Bürgerstand, wie ein Codex echtester Familiensittlichkeit und bürgerlich schlichter Tugend! Wenn im Kreise der Familie der Fortschritt vom Guten zum Besseren ein gesicherter und stetiger ist und mit ihm sich ein kräftiger und muthiger Sinn für das Allgemeine verbindet — dann folgt auch auf die wildesten Weltstürme eine neue schönere Zeit, eine von frischem Wollen und höherem Frieden durchdrungene Weltruhe! —

Das Gedicht wirkt gewaltig auf unsere Phantasie und auf unser Herz; wir fühlen uns durch seinen Genuss zu allem Schönen und Guten aufgelegter; wir empfinden reiner für das Wohl der Mitmenschen; wir sind von heilsamer Rührung durchdrungen und zur freudigen Thathingebung an die ewige Wahrheit hinaufgestimmt.*)

Schiller erklärt die Dichtung geradezu für den Gipfel von Göthe's und unserer ganzen neuern Kunst. Wir empfinden dem Dichter selbst ganz nach, was er mit unscheinbaren, aber gehaltvollen Worten als Greis über diese seine Schöpfung sagt: „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilte diese Empfindungen mit; mich selbst

*) Vgl. Rosenkranz.

hatten Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, dass ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit so viel Jahren noch immer geblieben."

Dies in Einfalt tiefsinnige und in Einfachheit kunstvolle Gedicht, ein Wunder planvoll bildender Phantasie und ein lebendiger Mikrokosmus deutsches Wesens und Strebens, wird, so lange es Liebhaber der Kunst und ein deutsches Volk geben wird, nicht aufhören, Liebe zu finden, Nachahmung zu wecken und dem in die Geschichte, besonders in die vaterländische vor- und rückschauenden Geiste ein fruchtbarer Stoff zu eingehenden und weitgreifenden Betrachtungen zu sein.*)

Beherzigen wir zum Schluss unserer Betrachtungen jenes Wort unseres großen Dichters aus dem Prolog im Himmel in der Faustdichtung:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfass' Euch mit der Liebe holden Schranken,
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken!" —

*) S. Timm.



Buchdruckerei von Oscar Raabe vorm. C. H. Storch u. Comp. Breslau.

